Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 14 (1928)
Heft: 52

Anhang: Mittelschule : Philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1928

XIV. Jahrgang

Gedruckt beim Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis der „Mittelschule" 1928

Philologisch-historische Ausgabe

I. Abhandlungen

Lehrbücher für Geschichte an schweizerischen Mittelschulen. Ein Literaturbericht. Von P. Leo Helbling O. S. B., Freiburg i. Ue. Seite 1.

Einige Gedanken zum „Literaturbericht". Seite 3.

Für eine Neugestaltung von Kaegis Griechischen Uebungsbüchern. Von Eduard von Tunk, Immensee. Seite 3.

Zur Lektüre der griechischen Tragiker. Von P. Balduin Würth O. Cap., Appenzell. Seite 5, 12.

Die Höllentorinschrift in Dantes Divina Commedia. Von P. Gerard Fäßler O. M. Cap., Stans. Seite 9, 19.

Kritische Bemerkungen zu Eduard v. Tunks Vorschlägen für eine Neugestaltung von Kaegis Griechischen Uebungsbüchern. Von Dr. Paul Usteri, Zürich. S. 11.

Die Idee des Höfischen um 1200. Ein Bericht. Von Karl Fry, Freiburg i. Ue. Seite 17.

Ein katholischer Psychanalytiker. Von Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg. Seite 25.

Einfluß des Christentums auf den deutschen Volksglauben. Von Karl Fry, Freiburg i. Ue. Seite 29.

Lebensideale der deutschen Literatur. Von Karl Fry, Freiburg i. Ue. Seite 33.

Die Bitte um das „tägliche Brot" oder um das Brot „für morgen". Von Prof. Dr. F. A. Herzog, Luzern. Seite 37.

Alliteration bei Augustinus und Thomas von Aquin. Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems). Seite 41.

ΕΠΙΟΥΣΙΟΣ Von Eduard von Tunk, Immensee. Seite 43.

Humanismus und neuzeitliche Literatur in Deutschland. Von Karl Fry, Freiburg i. Ue. Seite 45.

Die Heimat des hl. Pirmin. Von P. Gall Heer O. S. B., Engelberg. Seite 46.

Zu Nadlers Literaturgeschichte. Von Dr. P. Leutfrid Signer O. Cap., Stans. Seite 49.

Zum Kanon der griechischen Schulautoren. Von Eduard von Tunk, Immensee. Seite 51.

Alliteration in Ciceros Somnium Scipionis. Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems). Seite 53.

Die Kirchengeschichte im Knittelgedichte. Von F. A. H. Seite 57.

Methodisches zum Passé défini und Imparfait. Von Dr. Anton Huber, Zug. Seite 58.

II. Zunftstube

Walburg, die Sibylle. Seite 22. — Woher die Linksläufigkeit der semitischen Schrift? Seite 22. — Revolution im Buch. Seite 23. — Das Glücksglas. Seite 23. — Wieviele Weltsprachen gibt es? Seite 39. — Die humanistischen Studien in Amerika. Seite 40. — Latein und formale Spracherziehung. Seite 40. — Eine Parallele. Seite 40. — Der neue Kaegi. Seite 54. — N. N. Seite 55. — Die humanistischen Studien in Deutschland. Seite 55. — Ein Gelehrter, der 180 Sprachen beherrscht. Seite 55. — Gotisch als Kirchensprache. Seite 64.

III. Bücherecke

Seite 8, 15, 24, 31, 40, 48, 55, 64.

14. Jahrgang Nr. 1 2. Februar 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Lehrbücher für Geschichte an schweizerischen Mittelschulen — Einige Gedanken zum „Literaturbericht“ — Für eine Neugestaltung von Kaegis Griechischen Uebungsbüchern — Zur Lektüre der griechischen Tragiker — Bücherecke —

Lehrbücher für Geschichte an schweizerischen Mittelschulen

Ein Literaturbericht.

P. Leo Helbling, O. S. B. Freiburg i. Ue. (Schluß.)

Wir kommen nun zu den Lehrmitteln, die nicht schweizerischen Ursprunges sind und fast durchwegs den Standpunkt ihres eigenen Landes mehr betonen, als es für unsere Verhältnisse wünschbar ist. Mit Kürzen der betreffenden Partien ist es ja nicht getan, denn dadurch wird doch die Einheit auseinander gerissen, die einem guten Lehrbuch eignen sollte.

Von französischer Seite habe ich nur zwei Werke eingesehen. Gagnol[19]) ist ein recht brauchbares Lehrbuch. Es ist mehr im Stil eines Leitfadens gehalten, in kleinere Abschnitte eingeteilt, klar angeordnet und auch übersichtlich. Für die Unterstufe mag es sich gut eignen, wenn der Vortrag des Lehrers viel Leben in den etwas trockenen Ton des Buches hineinträgt. Gute Ueberblicke beschließen die einzelnen Abschnitte oder leiten neue ein. Auch Kulturgeschichte wird genügend geboten. Die Illustrationen sind, wenigstens in den Kriegs- und Nachkriegsausgaben, mangelhaft.

Ein ganz ausgezeichnetes französisches Lehrmittel ist Malet.[20]) Es scheint uns das Ideal eines Lehrbuches für die Oberstufe nahe zu erreichen. Prächtige Ueberblicke leiten die einzelnen Kapitel ein, die Darstellung ist leicht und flüssig, die Kulturgeschichte ist ganz vorzüglich verarbeitet, sehr instruktive Abbildungen erleichtern das Verständnis. Jedem einzelnen Bild ist eine Erklärung beigedruckt, die es dem Schüler ermöglicht, schließlich auch einmal ein Bild, eine Tracht, ein Gebäude in einem bestimmten Baustil zu betrachten und verstehen zu lernen, ohne die erklärenden und einführenden Worte des Lehrers. Auch an Uebersichtlichkeit übertrifft das Buch viele deutsche, so daß es für französische Schulen sehr zu empfehlen ist. Auch deutsche Lehrer können daraus viel lernen.

In Deutschland macht uns eine gewaltige Produktion staunen. Jeder größere Verlag gibt seinen vollständigen Kursus für Geschichte an Mittelschulen heraus; einer sucht den andern zu überbieten, was natürlich auf die Eigenart der verschiedenen Ausgaben nur fördernd wirken kann; tatsächlich sind die deutschen Bücher im allgemeinen ausgezeichnet; eine Auswahl unter ihnen wird deshalb besonders schwierig, auch aus dem Grunde, weil ziemlich alle Bücher auf das Drei-Zyklen-System eingestellt sind, sodaß jeder Kursus einer Weltgeschichte für Gymnasien seine sieben Bände umfaßt, von Quellenschriften und Quellenbüchern ganz abgesehen.

Für katholische Schulen kommt einmal in Betracht: Lorenz,[21]) Lehrbuch der Geschichte, im Verlag Oldenbourg in München. Das Buch hat allerdings zunächst bayrische Verhältnisse im Auge, ganz abgesehen davon, daß es wie alle andern die Weltgeschichte zu sehr vom deutschen Standpunkt aus betrachtet. Vorteilhaft für uns ist, daß Preußen nicht so sehr im Vordergrund steht, wie bei den meisten andern deutschen Büchern. Die Darstellung ist objektiv gehalten, nicht aufdringlich, der Verfasser bestrebt sich durchweg, ein gerechtes Urteil zu fällen. Sehr gut werden die einzelnen Abschnitte miteinander verknüpft, die Ueberblicke und Rückblicke sind vorzüglich; in der Begründung und Entwicklung ist der Autor vielleicht hie und da zu knapp. Die Darbietung ist sonst sehr klar, die Anordnung übersichtlich. Illustrationen sind wenig zahlreich, aber verständnisvoll ausgewählt, besonders Architekturen der verschiedenen Baustile zur

Beleuchtung des jeweils herrschenden Zeitgeistes. Die Kulturgeschichte ist ziemlich eng mit der politischen verbunden durch Ueberleitungen. Das Buch ist, wie jetzt die meisten, bis auf die Gegenwart fortgesetzt.

Schöningh in Paderborn gibt die Weltgeschichte von Stein-Kolligs[22]) heraus. Die Verfasser haben sich in der neuesten Ausgabe bestrebt, den Stoff möglichst zusammen zu drängen. Die ganze Weltgeschichte ist je für die Ober- und Unterstufe in einem Band vereinigt. Die Kulturgeschichte dürfte auch jetzt noch mehr mit der politischen verbunden und in inneren Zusammenhang gebracht werden. Die Darbietung ist etwas trocken; auch ist die Geschichte meist referierend erzählt, statt genetisch entwickelt, wie es doch für die Oberstufe notwendig ist. Doch ist das Buch sehr beliebt; es hat bereits die 21. Auflage erlebt. Auch wird auf dem kleinen Raum verhältnismäßig viel geboten. Zeittafeln, Karten und Stammtafeln dienen als Anschauungsmittel.

Ein ganz ausgezeichnetes Buch ist das Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen, herausgegeben von Maier-Schirmeyer[23]) bei Diesterweg in Frankfurt. Die einzelnen Abteilungen des Lehrganges sind von verschiedenen Verfassern, sodaß die durchgehende Einheitlichkeit etwas leidet. Aber damit wird der große Vorteil erreicht, daß Fachleute die einzelnen Abschnitte bearbeiten; diese sind doch eher imstande, das Charakteristische herauszustellen, was ihnen denn auch in ganz vorzüglicher Weise gelungen ist. Das Mittelalter gibt zwar sehr wenig Einzelheiten, vielleicht zu wenig, aber die Hauptsache tritt gerade darum besonders hervor. Kulturgeschichte, Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, alles liefert seine Beiträge, aber nicht selbständig, sondern dem großen Ganzen unter- und eingeordnet. Eine glänzende Objektivität zeichnet das Werk aus. Vorzüglich sind auch die Literaturangaben, sowie die wenigen, aber sehr charakteristischen Illustrationen. Auch die Uebersichtlichkeit ist mustergültig. Eine besondere Eigenart dieses Werkes sind die ausgezeichneten synchronistischen Zeittafeln, die man anderswo kaum in solcher Vollständigkeit antreffen wird. Auch die Mittelstufe dieses Unterrichtswerkes von Diesterweg wird gerühmt.

Die bedeutendsten österreichischen Lehrbücher von Gindely-Tupetz-Würfl und von Woynar sind vergriffen, sodaß wir sie hier übergehen können, denn wie verlautet, sollen die Werke von Grund auf umgearbeitet werden.

Nur hingewiesen sei auf Werke aus akatholischen Verlagen: Koch[24]) bei Quelle und Meyer in Leipzig: Darstellung sehr gut, ordentliche Uebersicht, offensichtliches Streben nach Objektivität, guter kulturgeschichtlicher Ueberblick; Teubners[25]) Geschichtswerk. Die Oberstufe erweitert sich in etwa zur Weltgeschichte; die andern Stufen bieten fast nur deutsche Geschichte, werden aber sehr anerkannt, besonders die Unterstufe. Die Oberstufe ist möglichst kurz gehalten, aber sachlich sehr gut. Standpunkt akatholisch, doch nicht feindlich. Ruhige, übersichtliche Gestaltung, scharfe folgerichtige Entwicklung, innige Verbindung der politischen mit der Kulturgeschichte zeichnen das Geschichtswerk aus.

Die modernste Weltgeschichte für die Oberstufe ist ein Büchlein von 120 Seiten von Hugo Rachel.[26]) Sie will alles enthalten, was ein abgehender Mittelschüler, neben dem, was er aus den Quellen erarbeitet hat, mit sich ins Leben hinausnehmen soll. Die einzelnen Abschnitte sind allerdings recht gut, objektiv, daneben aber schlagwortartig, in so gedrängtem Auszug, daß bei uns die meisten Schüler gar nichts damit anfangen könnten, als ihn auswendig zu lernen.

An Quellebüchern erwähnen wir nur das schweizerische von Flach und Guggenbühl,[27]) das als das beste auch in Deutschland anerkannt ist, wegen seiner wirklich weltgeschichtlichen Einstellung. Für die Schweizergeschichte ist das ausgezeichnete Quellenbuch von Oechsli[28]) bekannt. Wenn eine Schule die Mittel hat, ein solches Quellenbuch für die Schulbibliothek anzuschaffen, wird es dem Lehrer ab und zu möglich sein, es mit seinen Schülern im Unterricht zu verwenden; in die Hand des Lehrers gehört auf jeden Fall irgend eine gute Auswahl von Quellen. Für den Schulgebrauch kommen ganz besonders die Quellenheftchen in Betracht, die jetzt schon bei verschiedenen Verlagen in großer Mannigfaltigkeit und sehr preiswert vorliegen.

Wenn wir zum Schluß kurze Rückschau halten, müssen wir sagen, daß wir mit Lehrmitteln reich gesegnet sind, daß uns aber doch keines absolut ideal erscheint. Von unserem Standpunkt aus möchten wir dringend wünschen: für die Unterstufe eine ganz gründliche Um- und Neubearbeitung der Welt- und Schweizergeschichte von Helg und für die Oberstufe die Fortsetzung und Vollendung des Lehrbuches von Staub. Dann könnte endlich auch die katholische Schweiz neben unsere Nachbarn in Deutschland und Frankreich würdig und ebenbürtig sich einreihen. Einstweilen müssen wir noch bei unsern andersgläubigen Miteidgenossen oder bei unseren Gesinnungsfreunden im Ausland borgen gehen: beides ist keine Schande, beide Teile können uns viel Gutes bieten, aber nicht alles, was wir wollen und wie wir es wollen. Zusammenhalten und Zusammenarbeiten muß auch hier unsere Parole heißen. Der einzelne muß vielleicht eine Lieblingsidee opfern, vielleicht auch etwas energischer bei der Arbeit zugreifen: aber hinter und über allem muß doch der große Gedanke stehen von der

Einheit der katholischen Schweiz und der Bildung der katholischen Schweizerjugend!

[19]) Gagnol, Cours d histoire. Edition abrégé. Gigord, Paris, 1903. — [20]) Malet, Cours complet d'histoire. Hachette, Paris. Verschiedene Ausgaben für Knaben- und Mädchenschulen usw. — [21]) Lorenz, Dr. Karl, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. 3 Bde. Oldenbourg, München, 1925. — [22]) Stein, Lehrbuch der Geschichte. Neubearbeitung von Dr. Kolligs, Dr. Leonard und Dr. Schulze. 2 Bde. Schöningh, Paderborn, 1926. — [23]) Maier-Schirmeyer, Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen. Oberstufe: 3 Bde. Diesterweg, Frankfurt, 1926. — [24]) Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, herausgeg. von Dr. Paul Groebe. Quelle & Meyer, Leipzig, 1927. — [25]) Teubners Geschichtliches Unterrichtswerk. Unterstufe 1 Bd. Mittelstufe 3 Bde. Oberstufe, Grundriß, 4 Bde. Teubner, 1926. — [26]) Rachel, Hugo, Abriß der allgemeinen Geschichte. Parey, Berlin, 1922. — [27]) Flach & Guggenbühl, Quellenbuch zur allgemeinen Geschichte, Schultheß & Co., Zürich, 1914/25. — [28]) Oechsli, Wilh., Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Kl. Ausg. 2 Halbbde. Schultheß, Zürich, 1918.

Einige Gedanken zum „Literaturbericht“*)

Ihr Berichterstatter, dessen fleißige und gründliche Arbeit betr. „Lehrbücher für Geschichte an schweizerischen Mittelschulen“ volle Anerkennung verdient, rezensiert u. a. auch das von Prof. Greyerz, Frauenfeld, umgearbeitete Oechslische Lehrmittel für schweizerische Mittelschulen. Oechsli hat vor Zeiten auch ein Geschichtsbuch für Sekundarschulen herausgegeben. Da dieses Lehrmittel die katholikenfeindliche Einstellung des Verfassers klar zum Ausdruck bringt, haben die Katholiken verschiedener Kantone dessen Entfernung aus den staatlichen, interkonfessionellen Schulen gewünscht. Dem Gesuch wurde bereitwilligst entsprochen. Prof. Greyerz in Frauenfeld hat versucht, die „Bilder aus der Weltgeschichte“ von Oechsli so umzuarbeiten, daß sie auch für konfessionell gemischte Schulen brauchbar wären. — Die Aufgabe, einem Geschichtslehrmittel, das viele Auflagen erlebte, ein neues Gewand zu geben, mag keine leichte sein; dem Umgestalter ist der Weg, den er beschreiten soll, zum voraus gezeichnet, soll nicht ein neues Werk, dem ursprünglichen wesensfremd, entstehen. Auch Anordnung und Darbietung des Stoffes dürfen bei der Neugestaltung keine bedeutenden Aenderungen erfahren.

Ist dem Gelehrten, nach mühevoller Arbeit, der große Wurf gelungen? — Wie man annehmen konnte, ähnelt der „Sohn“ dem „Vater“. Wohl ist Prof. Greyerz, wie er im Vorwort (Bd. 2) erwähnt, bemüht gewesen, dem Katholizismus Verständnis entgegenzubringen; der Verfasser betont auch (a. a. O. S. VII.), daß das vorliegende Buch vom protestantischen Standpunkt aus geschrieben sei und strenge Katholiken nicht befriedigen werde. In der Tat sind die alten Vorurteile gegenüber katholischen Institutionen auch im umgearbeiteten Lehrmittel von Oechsli vorhanden. (Vergleiche nur den Abschnitt über die Jesuiten, Bd. II, Seite 271 ff.) Auch finden die Friedensbemühungen und humanitären Maßnahmen des Papstes während des Weltkrieges, der noch in das Bereich der geschichtlichen Betrachtungen fällt, gar keine Erwähnung. — Prof. Greyerz berührt auch theologische Probleme; in Bd. II, Seite 4, bespricht er z. B. Christi Abstammung; auch darin wird ihm kein Katholik Gefolgschaft leisten können.

Fazit: Die vorliegenden, umgearbeiteten „Bilder aus der Weltgeschichte“ müßten nochmals eine Totalrevision erfahren, bis sie für die Einführung in „gemischten, fälschlich neutral genannten Schulen“ vorbehaltlos empfohlen werden könnten. Die geschichtliche Wahrheit braucht bei uns niemand zu fürchten; nach ihr streben ernste Forscher hüben und drüben.

Für eine Neugestaltung von Kaegi's Griechischen Uebungsbüchern

Eduard v. Tunk, Immensee.

Als der Verlag Weidmann den alten Kaegi durch die Bruhn'sche Neubearbeitung ersetzte, haben mit gewissem Recht die schweizerischen Griechischlehrer den alten, unveränderten Kaegi zu erhalten gewünscht. Es ist aber doch wohl außer Zweifel, daß Kaegi's Uebungsbücher kein perpetuum immobile darstellen. Einmal wird doch eine Revision stattfinden müssen, und so scheint es mir gut, daß die Diskussion über dieses Thema beizeiten eröffnet werde. Denn nur wenn eine gründliche Aussprache einer Neugestaltung von Kaegi's Griechischen Uebungsbüchern vorausgeht, dürfte sie zur Zufriedenheit der Betroffenen ausfallen. Da es der enge Raum dieser Blätter nicht erlaubt, in allzu große Einzelheiten sich zu verlieren, gestatte ich mir, den Lesern dieser Zeitschrift einige Grundideen vorzulegen, nach welchen m. E. die Umge-

*) Siehe „Mittelschule“ No. 8, 1927, S. 57 ff. — Wir begrüßen diesen Diskussionsbeitrag des gesch. Korrespondenten mit besonderer Freude. Möchte er auch andere in der Praxis stehende Kollegen zur Mitäußerung veranlassen! Die Red.

staltung erfolgen sollte. Ich bin mir klar bewußt, daß ich nicht die Meinungen aller Beteiligten ausdrücken kann und bitte darum, daß die jetzt eröffnete Debatte ihren Fortgang nehme.

Erster Grundsatz: Ermöglichung früheren Lektürebeginnes; deshalb in einem Jahre Durchnahme der grundlegenden Partien der Formenlehre. Bei Beginn des zweiten Griechischjahres sollte mit Xenophons Anabasis begonnen werden können, wobei aber die Lektüre das ganze zweite Jahr hindurch begleitet sein soll von Wiederholung und Erweiterung des im ersten Griechischjahre aus der Formenlehre Gelernten. Vielleicht ließe sich auch die Casuslehre, besonders in Verbindung mit der Erweiterung des Vokabelschatzes, im zweiten Griechischjahre unterbringen. Eine systematische Wiederholung von Formen- und Casuslehre im dritten Jahre bleibt dabei selbstverständlich aufrichtiges Desideratum; das Uebungsbuch müßte allerdings die nötige Hilfe leisten, also entsprechend eingerichtet werden.

Zweiter Grundsatz: Einschränkung der copia verborum, die in den Elementarklassen bewältigt werden soll. Kaegi hatte bereits gegenüber früher starke Abstriche gemacht, schon dadurch, daß er die Formenlehre verkürzte. Wir dürfen noch weiter gehen: immer mehr lernen und lehren wir, nicht jedes Wort im Lexikon nachzuschlagen, sondern dort, wo die Etymologie offen zu tage liegt, uns selbst zu helfen. Wenn wir dies erst bei beginnender Lektüre oder später unseren Schülern beibringen wollen, werden sie es nicht erlernen. Das Trägheitsmoment ist zu groß. Wenn sie diese Uebung aber schon im Elementarunterricht machen müssen, kennen und können sie später das Nötige. So, meine ich, sollten Komposita nur dann ausdrücklich zu lernen sein, wenn ihre Gebrauchsbedeutung von der Grundbedeutung stärker abweicht, nicht aber dann, wenn die Bestandteile (Simplex und Präposition oder *a* privativum) die Bedeutung selbstverständlich ergeben. Natürlich dürften solche Wörter nur in den griechischen, nicht in den deutschen Uebungssätzen vorkommen.

Dritter Grundsatz: Entlastung der ersten Abschnitte. Nirgendwo als im — natürlich zu Unrecht — vielgelästerten und daher vielgefürchteten Griechisch muß der Schüler so schnell Vertrauen zu seinem neuen Fache finden, daß er rasch Freude daran hat. Das ist nicht möglich, wenn zu den ersten Abschnitten so viele Vokabeln gelernt werden müssen, daß sie auf einmal nicht bewältigt werden können. Man kommt nicht vom Fleck, und der Schüler wird mutlos. Bis weit hinein ins Uebungsbuch muß man Stunde für Stunde nur eine, wenn auch noch so kleine, Lektion vorwärts kommen.

Vierter Grundsatz: Kein Wort zu früh! Ich mache mehrmals die Beobachtung, daß eifrige Schüler zu irgend einem Worte alle ihnen bekannten Formen bilden, um so ihre copia verborum, wie ihre Gewandtheit in der Bildung der Formen zu sichern. Sie lernen nun frühzeitig, um nur ein Beispiel zu nennen, ἔχω = ich habe, halte. Sobald das Imperfekt und das temporale Augment gelernt sind, bilden sie auch hier das Imperfekt, natürlich — falsch! Um der Angewöhnung falscher Formen vorzubeugen, lehre ich rechtzeitig: ἔχω impf. εἶχον. Später kann man aber auch falsche Futura und Aoriste erleben bei diesem und andern Wörtern. Es wäre besser, ἔχω eben erst zu bringen, wenn man es nach allen Seiten gebrauchen kann. Das gleiche gilt von ähnlichen Fällen.

Fünfter Grundsatz: Nichts Verwechselbares zu rasch hintereinander. Wir können trotz aller Mühe es immer wieder erleben, daß die Verba contracta, daß die Pronomina durcheinander geworfen werden. Ich meine, eine Verbesserung der Methode führte zu einem besseren Ergebnis. Erst wenn die Verba auf *-άω* gesichert sind — man könnte inzwischen anderes durchnehmen — sollte man die auf — *έω* und — wieder nach einer Pause — die auf — *όω* durchnehmen. Andrerseits könnte Gleichartiges näher zusammen gerückt werden: wenn einmal bekannt ist — ich nehme wieder nur ein Beispiel —, daß ein Dental vor Sigma spurlos auffällt, dann kann diese Regel doch gleichzeitig in Deklination und Konjugation in der Praxis behandelt werden.

Sechster Grundsatz: Mehr immanente Repetition! Es kommt im gegenwärtigen Kaegi oft genug vor, daß etliche Erscheinungen der Formenlehre durch viele Abschnitte hindurch nicht mehr vorkommen; tauchen sie dann wieder auf, besonders in einem deutschen Uebungssatz, dann bieten sie die größten Schwierigkeiten. Teils hängt dies wohl damit zusammen, daß mehrere Abschnitte hintereinander das gleiche Gebiet behandeln, z. B. die Verba muta, so daß andere Verba nicht vorkommen. Bei der vorhin vorgeschlagenen Trennung zu verwandter Gebiete würde die nötige Mischung von sich aus eintreten.

Siebenter Grundsatz: Weniger Anmerkungen! Nichts hemmt so sehr das Vorwärtskommen, als wenn der Schüler stets am Ende der Seite erst nachsehen muß, was dieses oder jenes Wort bedeutet; zudem denkt er meist, später müsse er es doch noch lernen, und so nützt ihm diese Einrichtung wenig. Gewiß hat der große Wilamowitz recht, wenn er verlangt, daß der Schüler baldmöglichst mit wirklich griechischen Sätzen vertraut werden soll; wenn wir aber zu Beginn des zweiten Griechischjahres zur Lektüre kommen, wird dieser Forderung wohl Genüge getan sein.

Achter Grundsatz: Dieser betrifft die zusammenhängenden Uebungsstücke. Ganz abgesehen davon, daß mir wenigstens manche syn-

taktisch zu schwierig erscheinen — für den Zeitpunkt, in dem sie gelesen werden sollen —, habe ich noch den Wunsch, sie sollten einer Klasse nicht aufgenötigt werden. Es gibt oft schwächere Klassen, in denen sie nur Zeit rauben; wenn aber die dazu vorgeschriebenen Vokabeln später doch gekannt sein müssen, wird man sie nur schwer ausschalten können. Ich bin durchaus ein Freund eingestreuter zusammenhängender Uebungsstücke, nur meine ich, sollte der Lehrer in der Lage sein, sie zu überspringen. Je früher wir zur eigentlichen Lektüre kommen, desto eher können wir die zusammenhängenden Uebungsstücke entbehren. Nicht an ihrer statt — sie sollten freilich in den Anhang, sodaß man sie durchnehmen oder auch weglassen kann —, sondern neben sie wünschte ich — auch im Anhang — Wiederholungssätze aus dem Deutschen ins Griechische, wo besonders ähnliche Erscheinungen, die zuerst (siehe oben!) möglichst voneinander getrennt werden sollten, jetzt nebeneinander zur Uebung kämen.

Neunter Grundsatz: Anlage des Wörterverzeichnisses nach etymologischen Grundsätzen. Man muß durchaus kein unentwegter Anhänger der neuen preußischen Richtlinien für die humanistischen Gymnasien sein — ich bin es auch nicht — und wird doch manches Gute an ihnen begrüßen können. Allerdings fällt mir auf, daß, soweit ich sie kenne, die neuen lateinischen Uebungsbücher mehr als die griechischen die Etymologie in ihren Dienst stellen. Auch ein sachliches Wörterverzeichnis wäre wünschenswert, in dem die Wörter nach sachlichen Gruppen zusammengestellt werden, etwa: der Mensch (Leib, Seele, Gliedmaßen), Tiere, Pflanzen, Tugenden, Laster usw.

Mit diesen neun Grundsätzen, die, besonders wenn man ins Detail eingehen wollte, leicht vermehrt werden könnten, möchte ich mich für diesmal begnügen. Ich hoffe, daß die einsetzende Diskussion Gelegenheit gibt, auf das eine und andere nochmals zu kommen, es zu klären oder genauer zu formulieren. Das eine darf ich aber schließlich vielleicht noch sagen, daß mir nur daran liegt, den Unterricht im Griechischen zu fördern; denn er bleibt eine Hauptsäule im ragenden Bau unserer Gymnasien; der Stundenraub, unter dem er leidet, muß möglichst tragbar gemacht werden dadurch, daß wir rasch zum Kern des Griechischen vorstoßen, zur Lektüre. Keine Sprache ist ja so sehr um ihrer Literatur willen da wie jene der alten Hellenen.

Zur Lektüre der griechischen Tragiker*)

P. Balduin Würth, O. Cap., Appenzell.

Zuerst ein „mea culpa"! — Der kurze Aufsatz möchte bescheiden einführen in das wissenschaftliche Erstlingswerk unseres verehrten Schriftleiters, Dr. P. Robert Löhrer O. S. B.: „Mienenspiel und Maske in der griechischen Tragödie". Das Buch erschien vor einem halben Jahr. Fachzeitschriften und die meisten führenden Schweizerblätter haben es sehr günstig besprochen. Nur die Mittelschule schwieg bisher, die doch Freude und Dankbarkeit zur ersten Besprechung verpflichtet hätten. Die Schuld liegt ganz auf Seite des Rezensenten. Unvorhergesehene dringende Arbeiten banden seine Arbeitskraft. Möge jetzt wenigstens das liebevolle Eingehen auf die Arbeit Schriftleiter und Leser einigermaßen entschädigen für das lange Harren!

1. Hauptgedanken und Aufbau des Werkes.

Es ist eine fast selbstverständliche Tatsache, daß die Werke der griechischen Dramatiker nicht gelesen, sondern gespielt werden wollten. So wesensnotwendig ein moderner Operntext nach Musikbegleitung und Gebärdenspiel verlangt, — besser vielleicht, die Musik begleitet, und das Körperspiel erläutert, — ebenso wesenhaft gehört zum griechischen Spielbuch das dramatische Spiel. Dieses soll die im Textwort festgeformten Gedanken und Stimmungen für Aug' und Ohr wiedergeben mit allen Mitteln, die dem Menschen zum Ausdruck verliehen sind. Eines der spontansten und unmittelbar verständlichsten ist das Mienenspiel. Von welcher Bedeutung es ist, erweist unter anderm die Tatsache, daß der Film, dem die stete Bedeutung durch das Wort noch versagt ist, die entscheidenden Momente dem Miterleben nahe zu bringen sucht durch besondere Wiedergabe des Stimmungsspiels im Gesichtsausdruck. Es ist zum vornherein höchst unwahrscheinlich, daß die Griechen, diese Meister im Bühnenspiel, dieses Mittels sich begeben hätten. — Es ist jedoch auch eine Binsenwahrheit der Schauspielkunst, daß gerade das Mienenspiel zum Schwie-

*) Mienenspiel und Maske in der griechischen Tragödie (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, 14 Bd., 4/5. Heft), von Dr. P. Robert Löhrer O. S. B. XIV und 192 S. Brosch. M. 14.—. Paderborn 1927. Ferd. Schöningh. — Die von unserm verehrten Freunde uns angetragene Rezension hat sich zu einem eigentlichen Referate ausgewachsen. Trotzdem es uns peinlich ist, für ein „Eigenprodukt" so viel Platz in der „Mittelschule" zu beanspruchen, glaubten wir, die gediegene, unsere Arbeit in manchen Punkten ergänzende Zusammenfassung doch vollinhaltlich wiedergeben zu sollen, da sich des horrenden Preises halber nicht viele Kollegen den Luxus der Anschaffung des besprochenen Buches werden gestatten können. P. R. L.

rigsten gehört. Die griechische Bühne hielt zudem an einem Requisit fast ängstlich fest, welches das Mienenspiel a limine auszuschließen schien, an der Maske. Die notwendig steife und feste Maske und das ebenso notwendig bewegungsvolle Mienenspiel scheinen nur ein „Entweder — oder" zuzulassen. — Hier nun setzt die Arbeit von Dr. P. Löhrer ein. „Sie will hinweisen auf die Schwierigkeiten, die der Widerspruch zwischen Mienenspiel und Maske dem griechischen Tragiker schaffen mußte, und auf die Anstrengungen, die diese gemacht haben, ihm nach Kräften zu begegnen. Sie will aber auch zeigen, daß die Schwierigkeiten und Widersprüche bei Voraussetzung eines fähigen Maskenbildners und einer verständnisvollen Schauspielerkunst lange nicht so groß gewesen sind, wie man gewöhnlich annimmt" (Vorwort S. XIII). Das nächste Ziel der Arbeit ist damit klar und scharf umschrieben. Uebersichtlich und zwingend wird die gestellte Aufgabe auch gelöst.

Ein erster allgemeiner Teil steckt gleichsam, von der Maske her, das Problem: „Mienenspiel — Maske" ab.

Das 1. Kapitel: „Entstehung, Zweck und Beschaffenheit der Maske" beutet die Geschichte der Maske aus für die Klärung des aufgerollten Problems. „Die Maske dankt ihre Entstehung wie das ganze tragische Kostüm und die Tragödie überhaupt dem Dionysoskult . . . Bei den bacchischen Aufzügen färbte zunächst der Darsteller des Weingottes sein Gesicht rot. Ihm folgten mit der Zeit die übrigen Teilnehmer, indem sie ihrerseits das Gesicht mit Weinhefe oder Ruß einrieben" (S. 1). Aus dieser Bemalung entwickelte sich allmählich die Verhüllung mit Laubwerk und Bast, von wo weg zur eigentlichen Schauspielermaske aus Leinwand und Gips nur noch ein Schritt war" (S. 1. f.). Die Maske hatte also ursprünglich einen religiösen Hauptzweck: „Sie soll den Träger zu einem andern Wesen umwandeln, d. h. zum Dionysosgott selbst oder einem seiner Begleiter." Dieser religiöse Charakter der Maske machte es den tief religiösen Griechen unmöglich, die Maske preiszugeben, „selbst als sie schon längst überflüssig und lästig geworden war" (S. 2). Es war daher für sie undenkbar, den Widerspruch zwischen Maske und Mienenspiel zu lösen durch Abschaffung der Maske: man mußte andere Wege suchen. —

Darauf wird die Richtung bestimmt, in der die Maske sich fortentwickelte. Wie die Charakterzeichnung in der Tragödie von individuellen Gestalten fortschritt zu festen Typen, so muß man auch für die Maske eine Entwicklung vom individuellen zum typischen Ausdruck annehmen. Ferner lehrt die Geschichte der Tragödie sowohl als die Entwicklung der gleichzeitigen plastischen Kunst „eine zusehende Steigerung der pathetischen Ausdrucksfähigkeit" (S. 5). Auch für die Maske darf man daher einen Uebergang von der psychologisch wenig belebten Maske des Aischylos zur pathetischen des Euripides voraussetzen. Die damit festgestellte Richtung, in der die Maske ausgebildet wurde — von der individuellen Maske mit einer fast unberührten Ruhe des Ausdrucks zur Belebung und typischen Gestaltung der Gesichtszüge — weist hin auf jenen Dichter, der den Widerspruch: Mienenspiel — Maske am tiefsten fühlte und daher am entschiedensten zu lösen suchte: auf Euripides, „den pathetischen Dichter katexochen" (S. 7). Bei ihm wird also die spezielle Untersuchung zuerst einsetzen müssen.

Auf die Feststellung, daß der Widerspruch nicht gelöst werden konnte durch Abschaffen der Maske, und auf die Ermittlung des Mannes, der die Lösung des Problems am entschiedensten förderte, folgt im 2. Kapitel die Untersuchung, **wie** dieser Gegensatz von den Griechen überhaupt gefühlt und beurteilt wurde. So schlicht die Ueberschrift lautet: „Vorteile und Nachteile der Maske", so sachlich ruhig die Sprache ist, in Gehalt und Aufbau gerade dieses Kapitels ist ein aufquellendes Leben von Gedanken und feinsinnigen Beobachtungen kraftvoll zusammengefaßt und hingeleitet auf **eine** Erkenntnis. — Zuerst werden die Vorteile der Maske kurz dargelegt und gewürdigt: Vermehrung der Rollen eines Schauspiels trotz beschränkter Spielerzahl, „Uebernahme weiblicher Partien durch männliche Spieler", „Darstellung verschiedener Altersstufen und besonders von Göttern und diesen verwandten Heroen", „Schaffung großer einheitlicher Charaktere und plastische Modellierung ganzer Szenenbilder", Erhöhung der Figuren und Markierung der charakteristischen Gesichtszüge, Verhüllung körperlicher Mängel des Schauspielers. Es ist also nicht wenig, was die griechische Bühne der Maske dankt; man ist fast geneigt, die Hemmung des Mienenspiels geringzuschätzen, diesen Vorteilen gegenüber. Die rasch gewonnene Meinung wird jedoch sogleich vom Forscher Schritt für Schritt widerlegt auf Grund überraschender Einblicke ins griechische Theaterwesen und in die geistige Verfassung des damaligen Publikums. Die Beeinträchtigung des Mienenspiels durch die Maske mußte gerade vom ausschlaggebenden Teil der Zuschauer, welcher der Bühne zunächst saß, empfunden werden: von den Priestern, Beamten, fremden Gästen, vor allem von den Kampfrichtern. Der Mangel mußte ferner in die Augen springen an den entscheidenden Punkten des Spieles, wo „die seelische Höchstspannung" nach einem entsprechenden Ausdruck im Mienenspiel gleichsam schrie. Er mußte schließlich bei solchen Partien äußerst störend wirken, da das lebhafte, bewegliche attische Volk auf intensive Betätigung des ganzen Körpers beim Spiel weit größeres Gewicht legte als selbst das moderne Publikum. Daher der einleuchtende

Schluß: „Die Maske brachte durch die Ausschaltung des Mienenspiels einen Nachteil, über den alle die früher genannten Vorteile nicht hinwegzuhelfen vermochten, und das war ein Hemmnis, mit dem der Dichter rechnen und fertig werden mußte, wollte er nicht den Erfolg seiner Stücke aufs Spiel setzen". Man könnte versucht sein, an dieser scharfen Formulierung zu rütteln. Wer es unternimmt, wird nur überzeugter von der Tatsache, wie tief die Griechen die Beeinträchtigung des Spieles durch die Maske empfunden haben, und wie notwendig es für die Dichter war, diese Schwierigkeiten mit allen zugänglichen Mitteln zu überwinden.

Zwingender fast als alle dargelegten Beweise scheint mir jedoch das 3. und 4. Kapitel darzulegen, wie tief der Widerspruch gefühlt wurde. Sie behandeln „die Einwirkung der Maske auf das dichterische Schaffen" und „Maske und Konvention". Nach den Ausführungen wurden nicht bloß Gruppierung und Verlauf einzelner Szenen bestimmt durch die Rücksichtnahme auf die Maske; der Einfluß zeigt sich vielmehr im ganzen Aufbau des Dramas, im weiteren Ausbau und in gesteigerter Anwendung gewisser Bühnenbehelfe. Eine Rücksicht, die so tief eingriff in den dramatischen Organismus, mußte von Dichter und Publikum als äußerst wichtig beurteilt sein. — In der Arbeit selbst wird zwar dieser Gedanke nicht angetönt; die beiden Kapitel dienen dort einem andern Zweck.

Das dritte bietet zunächst einen gedrängten Ueberblick über die Mittel, mit denen die Tragiker die Nachteile der Maske auszuschalten oder abzuschwächen suchten. Die Darstellung ist fein berechnet. Wir suchen gleichsam selbst mit dem Dichter die Mittel, staunen, wie klug der Widerspruch verdeckt wird, entdecken dann Fälle, wo das Mittel versagt, suchen und finden ein neues, stärkeres, um schließlich zu letzten zu gelangen, die nur mit Widerstreben als Notbehelfe verwendet werden. —

So sehr es uns überraschen mag, der dem griechischen Dichter nächstliegende Ausweg aus der Schwierigkeit war: „Nach Möglichkeit alles von der Bühne fern zu halten, was die durch die Maske geforderte Stetigkeit der Stimmung beeinträchtigen konnte" (S. 18). Der Maske wegen wird also „die Darstellung der Katastrophe ins Innere des Bühnenhauses verlegt", „werden Mord und Selbstmord, Blendungen, Kampfszenen, Verletzungen des Gesichts usf. beinahe regelmäßig hinter die Szene verwiesen" (S. 18) und die Rolle des Boten festgehalten und ausgebaut. Der Maske zuliebe setzt die Handlung auf der Bühne sooft unmittelbar vor der „Entwicklung" und Katastrophe ein, werden Vorgeschichte und „Verwicklung" exponiert vom Prologus, dessen Bedeutung damit natürlich steigen muß. „Auswahl und Prägung der (auftretenden) Charaktere", „die Abgrenzung des dichterischen Stoffes", ja „die ganze Struktur des Dramas" mußten sich also richten nach der Maske, waren also weniger fest und „heilig" als diese (S. 18). — So radikal dieser erste Ausweg jedoch war, immer ließ er sich nicht gehen, der mythologische Vorwurf und die dramatische Spannung durften nicht allzu sehr verkürzt werden. Dann wandte man Kunstgriffe, „technische Behelfe", an, „die die Maske für kürzere oder längere Zeit den Blicken dere Zuschauer entzogen". „Zu diesen technischen Behelfen gehören in erster Linie die Rücken- und Seitenstellung des Schauspielers, die Umarmung, der Kniefall, Senken und Wegwenden des Hauptes, plötzliches Zusammensinken einer Person" usw. (S. 19). Mittelbar gehört schließlich auch dazu — man sollte es kaum glauben — der „Deus ex machina". Der Verfasser schreibt: „Bezüglich des Deus ex machina ergibt sich die interessante Tatsache, daß die Schauspieler während seines Erscheinens regelmäßig Rückenstellung eingenommen haben . . . Stellen wir neben diese Erkenntnis eine andere, daß sich nämlich vor dem Auftreten des Deus ex machina die Situation gewöhnlich derart zugespitzt hat, daß ein Widerspruch zwischen Mienenspiel und Maske ohne diesen technischen Behelf unvermeidlich erscheint, so ergibt sich von selbst die Frage, ob der Dichter (Euripides) den Bühnengott ebenso häufig eingeführt haben würde, wenn dieser bühnentechnische Vorteil nicht bestanden hätte. Wir zweifeln daran." (S. 21.) Aber auch diese technischen Behelfe „erscheinen oft aus irgend einem Grunde unratsam oder unmöglich" (S. 22). Da griff dann der Dichter zum „Illusionsversuch", d. h. er suchte durch den Spieltext die Vorstellung eines tatsächlich nicht vorhandenen Mienenspiels zu erwecken. Dieser Ausweg wird ziemlich oft eingeschlagen. Ganz selten dagegen finden sich zwei Behelfe, die uns die nächstliegenden erscheinen könnten, Maskenwechsel und Maskenmodifikation, auch dies ein Beweis, wie streng die Griechen Wesen und Einheit der Maske zu wahren suchten und wie sehr unsere moderne Bühnenauffassung von jener der Griechen sich unterscheidet.

An die Aufzählung der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel schließt sich jedoch notwendig die Frage: „Woraus ersieht man denn, welches Mittel der Dichter im einzelnen Fall angewandt wissen wollte?" Sie fällt zusammen mit der andern: „Wie geben die antiken Dramatiker ihre Bühnenanweisungen?" Der Verfasser antwortet: „Nicht neben dem Text" sondern „im Text und dem durch den Text verbürgten Aufbau der Tragödie" (S. 23); schweigt der Text sich aus, so sind

Analogieschlüsse „aus der allgemeinen Gepflogenheit des betreffenden Dichters und dem Charakter der bestimmten Situation" (S. 24) erlaubt. „Gelegentlich kann auch die Bildkunst, besonders die Vasenmalerei zur Interpretation von Einzelheiten eine willkommene Handhabe bieten" (S. 25).

Mit dieser Feststellung scheint das Problem so geklärt, daß man die Einzeluntersuchung beginnen könnte. Man weiß, wo man suchen muß, worauf man zu achten hat, bei welchem Autor das Suchen einsetzen muß. Wie jedoch der Verfasser nachweist, ist bei der Untersuchung des Spieltextes noch ein wichtiger Umstand zu berücksichtigen, „die dichterische Konvention und ihr Einfluß auf das Mienenspiel." „In der attischen Tragödie gab es nämlich gewisse, regelmäßig wiederkehrende typische Partien, wo man von vornherein auf ein bewegteres Mienenspiel verzichtete, weil die Konvention des betreffenden Genus ein solches nur in beschränktem Maße verlangte. Das gilt in erster Linie von den Gesangsformen" (S. 26), wo die Rücksicht auf das Ohr jene auf das Auge überwog. Es gehören dahin ferner die ausgesponnenen Streitreden und die Botenberichte, wo das Interesse am Rhetorischen und an der epischen Schilderung die Aufmerksamkeit auf das Mienenspiel zurückdrängte. — Diese Feststellung ist nicht bloß eine Erklärung dafür, daß bei den betreffenden Partien „Bühnenanweisungen" fehlen. Sie bildet ebensosehr eine Ergänzung zum Ergebnis des 2. Kapitels: So groß das Interesse der Griechen am lebendigen Mienenspiel war und so sehr sie dessen Hemmung durch die Maske empfinden mußten, lebendiger noch war das Interesse für den mehr geistigen Genuß der Musik und für das Reizvolle eines geistigen Kampfes. Mit dieser Erkenntnis erst sind eigentlich die Grundfragen vor der Lösung des Problems alle bereinigt. Wir wissen jetzt, welchen Wert die Griechen selbst dem Problem spontan aus ihrer tatsächlichen Lebensauffassung heraus beigemessen haben. Auch in ihrer Schauspielfreude ist das Interesse am Geistigen das Treibende und Bewegende; je mehr etwas am Schauspiel geistig ist oder Geistiges zum Ausdruck bringt, umso mehr fesselt es sie. Die Ehrfurcht vor dem Geistigen und Religiösen zeigt sich damit auch hier als ein Grundzug der so „weltfrohen" Griechen. — Doch, die letzten Gedanken sind ja nicht mehr formuliert vom Autor selbst; sie passen nicht in eine streng wissenschaftliche Arbeit. Umso stärker drängen sie sich auf bei sinnender Lesung. — (Schluß folgt!)

Bücherecke

Viktor Klemperer, Romanische Sonderart. Geistesgeschichtliche Studien. VIII und 470 S. Brosch. M. 12.50, geb. 14.50. Max Hueber Verlag, München 1926.

Wer den Nationalcharakter für die Literaturkunde wissenschaftlich auswerten will, muß sich vor verschiedenen gefährlichen Klippen hüten, soll er nicht einseitig und ungerecht werden. Der nächstliegenden dieser Klippen, der des vulgären Vorurteils und der nationalen Abneigung ist Klemperer in vorbildlicher Weise ausgewichen, was einem Deutschen der Nachkriegszeit hoch angerechnet werden darf. Nie identifiziert er ungleichartig mit ungleichwertig; ja, er offenbart ein so feines und weitherziges Verständnis fremder Wesensart, daß ihm auch der ruhig denkede Romane zu Dank und Anerkennung verpflichtet ist. Weniger glücklich ist der Verfasser in der Umgehung anderer Schwierigkeiten. So vergißt er über dem Nationalcharakter allzu sehr, daß ein Volk ganz verschiedene Teile enthält, daß auch die Stände ihren — mehr oder weniger internationalen — Charakter haben. Disraelis spricht nicht umsonst von den two nations, die in England wohnen. Vor allem aber muß der Beobachter sich immer bewußt bleiben, daß der Nationalcharakter infolge religiöser, politischer und wirtschaftlicher Einwirkungen im Laufe der Jahrhunderte vielfache Störung und Ablenkung, ja dauernde Aenderungen erfahren kann. Eine derartige Studie hätte sich also darauf zu beschränken, einen Querschnitt durch bestimmte, besonders lehrreiche Perioden zu ziehen. Die Wesensart eines Volkes, auf eine bestimmte Formel gebracht, anhand seiner ganzen Geschichte eindeutig erschließen zu wollen, muß notwendig zu aprioristischen Konstruktionen, zu einseitigen und verstiegenen Folgerungen führen. So wird für Klemperer — um nur zwei kleine Einzelheiten herauszugreifen — die französische Revolution aus einer wüsten Orgie betörten Menschenwahns zum religiösen Enthusiasmus, und umgekehrt streift die Landesreligion alles spezifisch Katholische ab und wird zur bloßen nationalistischen Staatsidee. Wir fragen uns übrigens, ob ein Mann, der dem innersten Wesen des Katholizismus so begriffsfremd gegenübersteht, wie Klemperer, den romanischen Nationalcharakter voll erfassen kann, vorausgesetzt, daß wir überhaupt von einem solchen reden dürfen. Denn das Romanische liegt doch nur in der Sprache; von Herkunft sind die romanischen Völker gänzlich verschieden; der kleine Prozentsatz Italiker, der sich ihnen beigemischt hat, spielt eine sehr untergeordnete Rolle.

Unbeschadet der gemachten Vorbehalte möchten wir das glänzend geschriebene, höchst anregende Buch jedem, der sich für Geistesgeschichte interessiert, zum Studium empfehlen. K. L.

14. Jahrgang Nr. 2 29. März 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Die Höllentorinschrift in Dantes Divina Commedia — Kritische Bemerkungen zu Eduard v. Tunk's Vorschlägen für eine Neugestaltung von Kaegis Griechischen Uebungsbüchern — Zur Lektüre der griechischen Tragiker — Bücherecke —

Die Höllentorinschrift in Dantes Divina Commedia

P. Gerard Fäßler, O. M. Cap., Stans.

Wenn auch Dantes Divina Commedia Hunderten und Tausenden ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln war, eines kannten doch Ungezählte, wenigstens vom Hörensagen: die berühmte Höllentorinschrift im 3. Gesang, jenes ungeheure: „Per me si va . . . und Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!"

Es ist auch heute noch vielfach das Einzige, das manche kennen. Und es scheint ihnen entweder ein grausames Rätsel oder der richtige Inbegriff finsterer, mittelalterlicher Anschauung und Frohsinn und Leben tötender Dogmatik. Darin haben sie allerdings recht, daß sie ein Rätsel und ein Geheimnis birgt und daß sie wirklich etwas von felsiger, unumstößlicher Dogmatik an sich hat. Man nennt deshalb auch nicht mit Unrecht diese Inschrift die Dogmatik der Hölle. Aber gerade diese beiden Elemente, das Geheimnisvolle und das Dogmatische reizen dazu und lohnen es auch, an Hand dieser lapidaren Inschrift in die gewaltige Tiefe des Höllenproblems überhaupt hineinzublicken und es unserm Geist, soweit es ihm möglich und verstattet ist, näher zu bringen. Das wird diese Inschrift vor allem dann auch für den Literatur- und Religionsunterricht fruchtbar machen. Das ist aber, wie schon frühere, kleinere Arbeiten in bezug auf den 1. und 2. Gesang gezeigt, das Eigene an Dantes Göttlicher Komödie, daß sie zugleich eine Fülle pädagogischer Winke und Wahrheiten von höchster Bedeutung enthält. Das gilt auch vom 3. Gesang und der Höllentorinschrift. Naturnotwendig. Denn schon in sich muß ja die dogmatische Wahrheit über die Hölle tief ins moralische Leben hineinleuchten und damit auch in hervorragender Weise erzieherisch wirken. Und dann lag dies noch ganz besonders in der Absicht des Dichters selbst, der nach seinen eigenen Worten durch die gewaltigen Bilder, die er vom Jenseits entwirft, das opus morale wirken, die Menschen zu Gott hin und für Gott erziehen will. Diese Erwägung dürfte wohl auch den folgenden Versuch einer Interpretation in der „Mittelschule" rechtfertigen.

*

In einem wundervollen, geradezu dramatischen Suasorium (vergl. Mittelschule Jahrg. 23, Seite 35, 44, Ein Schulbild aus der Divina Commedia) hat Vergil dem vor den drei Bestien, dem Pardel, dem Löwen und der Wölfin — den Sinnbildern der Sinnlichkeit, des Stolzes und der Habsucht — bangenden Dante die unumgängliche Notwendigkeit einer Höllenfahrt nahegelegt und ihn davon überzeugt, so daß Dante selbst den Führer drängt, ihm voranzugehen, und ihm dann mutig folgt.

So schreiten sie nun selbander. Es ist ein Gang hinein in Nacht und Grauen. Heraustretend aus dem Wald des Irrtums und der Sünde, folgen sie dem Pfade, der von da zur Hölle führt. Auf rauhem Wege, in ahnungsvollem Schweigen pilgernd, aber den erkennenden, forschenden Geist stets wachsam vorwärts gerichtet, gelangen sie auf einmal an das hochaufragende Höllentor, aus dem der offene Höllenrachen schwarz und grauenvoll heraufgähnt.

Eine dunkle, nachtfinstere Inschrift, die von der Felswand über dem Höllentor herabstarrt, zwingt sie einen Augenblick zum Halten. Und was sie da lesen, das ist so entsetzlich, so schwerlastend und voll der Verzweiflung, daß es dem Kühnsten selbst den Mut wieder rauben könnte.

„Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell'eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.
Giustizia mosse il mio alto Fattore,

Fecemi la divina Potestate
La somma Sapienza e il primo Amore.
Dinanzi a me non fûr cose create
Se non eterne; ed io eterno duro.
Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!"

Jedes Wort ein Urteilsspruch von ewiger Tragweite, in lapidarer Kürze und Größe! Jedes Urteil ein Keulenschlag, und die ganze Inschrift nichts anderes als der Inhalt, das Programm, die Theologie oder besser gesagt, die Dogmatik der Hölle, die deren ganzes Wesen ausschöpft, sich in einem entsetzlichen Klimax steigernd bis zu dem furchtbaren Schlusse: Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Ungeheuer viel liegt in jedem Wort verborgen, und, einmal etwas durchdacht, böte diese Inschrift reichsten Stoff zu einer Predigt, zu einer eindrucksvollen, gewaltigen Missionspredigt, wie sie denn auch tatsächlich, wenigstens in bezug auf das eine oder andere Wort, aber wohl selten ganz, dazu beigezogen wird.

Per me si va nella città dolente.

Wie entsetzlich viel sagt allein schon dieser erste Gegensatz: città — dolente! Città = civitas ist ja der Inbegriff einer Gemeinschaft von Menschen, die von gleichen Zielen und Zwecken, von gleichen Bedürfnissen und Wünschen gedrängt, sich zusammengeschlossen haben, um besser, leichter das Einzelziel zu erreichen; es bedeutet eine Menge verschiedener Wesen, verschiedener Berufe, verschiedener Charaktere, die aber alle auf einander angewiesen sind, mit einander arbeiten und in der einen oder andern Weise direkt oder indirekt einander helfen und dienen.

Città ist dann ferner der Inbegriff erhöhter Bequemlichkeit, erhöhter und gesteigerter Vergnügungen, reicherer und raffinierterer Genüsse, Freuden und Lüste, wie wir es ausgedrückt finden in Whittington, dem armen Landbuben, der meint, in London wären alle Straßen mit Gold gepflastert, und man könnte nur den ganzen Tag essen und trinken und Kutsche fahren — und in Will o'the Mill und seiner märchenhaften Idee und seiner ewigen Sehnsucht nach der Stadt und in unzähligen Romanen und Novellen. Ist nicht gerade auf diesen Gedanken die Landflucht aller Zeiten und auch unserer Tage zurückzuführen? Und ist es nicht wirklich eine Tatsache, daß eben die Stadt gerade vermöge des einheitlichen Zusammenarbeitens vieler und dem Bedürfnis, dem mannigfaltigen, so vieler Menschen nach Freude, Unterhaltung, Lustbarkeit und Genuß in dieser Hinsicht auch viel mehr bieten muß und bieten kann?

Wird uns nicht gerade deshalb auch die Kirche in der hl. Schrift und der Liturgie mit Vorliebe unter dem Bilde einer Idealstadt dargestellt: Civitas super montem posita — Coelestis urbs Jerusalem, beata pacis visio? Schildert sie nicht auch Manzoni in seinem glanzvollen Pfingsthymnus als die Madre dei Santi, Città del Dio vivente?

Und endlich findet nicht das Wort civitas seinen höchsten Ausdruck im Himmel, den der Seher auf Patmos in gold- und edelsteinstrahlender Vision als die Stadt mit den Perlentoren schaut, die der Jubel der Seligen, die sich um das Lamm scharen und denen Gott die Leuchte ist, wie das Rauschen vieler Wasser durchwogt und die Gott mit nie endendem Glück übersonnt und erfüllt?

Diese ganze Vision zerfließt und wird vollständig umgewertet und negiert in dem einen kleinen, aber schweren Worte:

Dolente:

Schmerz ist ja in sich schon die Negation der Annehmlichkeit, der Freude, der Lust, ein Wort, vor dem die ganze Natur des Menschen instinktiv zurückbebt.

Dolente: Welch ein Maß von Schmerz kann dieses eine Wort im Einzelwesen, im einzelnen Menschen schon bedeuten! Körperlichen Schmerz in tausend Arten und Graden, seelisches Leiden, das noch ungleich mannigfaltiger, veräftelter und qualvoller sein kann, vergangenes Leid, gegenwärtiges Leid, drohendes Leid, Leid aus eigener Schuld, Leid aus fremder Hand, und wie die ganze Skala heißen mag mit ihren unzählbaren Varianten. Aber alle vergangenen und künftigen Schmerzen haben nicht die Kraft und Intensität dieses gerade jetzt peinigenden, dieses aktuell und ohne Aufhören peinigenden Partizips Praesens: dolente. Welch eine Unsumme von Schmerz kann dieses Wort in einem einzigen Menschenleben ausdrücken — von der Wiege bis zum Grabe! Und wie viel erst in einem Hause, in einem Dorfe, in einer Stadt, in einem Staat, in einem Reiche und unter all den Völkern auf der ganzen Welt; im Frieden, im Krieg, zur Zeit verheerender Krankheiten oder gewaltiger zerstörender Naturereignisse! — Welch eine furchtbare Vision von Leidenden gäbe dies aus Süd und Nord, aus Ost und West, welch eine Riesenstadt von Spitälern, Kranken- und Irrenhäusern und privaten Hütten und Palästen!

Und doch — nirgends, in keiner Menschenseele, in keinem Menschenleben, in keiner kleinen oder großen Gemeinschaft ist alles nur Schmerz. Ueberall gibt es Augenblicke der Erleichterung, des Trostes, der Freude und überall lebt und blüht und lindert und tröstet doch wenigstens ein Strahl der Hoffnung und der Liebe.

Hier aber, hier ist alles nur Schmerz und nichts als Schmerz.

Per me si va nell'eterno dolore.

Il dolore, der Schmerz, das allein drückt schon wieder eine eigentliche Konzentration und Kondensation aus und damit eine größere Intensität des Schmerzes, weil hier nur reiner Schmerz ist. Und was das Furchtbarste, diese Intensität und diese Gewalt dauert — ewig: eterno dolore. Ewig in dem jedem zugeteilten Maß, ewig in der Gesamtheit! Wie furchtbar, nur Schmerz — eine Ewigkeit!

Und wäre es wenigstens noch Schmerz aus fremder Schuld — aber selbstverschuldeter Schmerz! Und könnte man wenigstens etwas damit gewinnen, verdienen; denn darin liegt ja der Trost für jegliches Erdenleid: es birgt den Diamanten und das Gold, das den Himmel erkaufen, das die Seligkeit mehren und Gott in Liebe etwas bieten kann, das selbst der Himmel nicht hat. Aber dies ist fruchtloser, verdienstloser Schmerz. — Und nähme er wenigstens nach Tausenden von Jahren ein Ende — aber ewiger Schmerz, ewige Strafe, ewige Qual: supplicium aeternum hat der Heiland selbst gesagt.

Aber auch der größte Schmerz läßt sich noch etwa ertragen, und in tausend Fällen wird er mit Geduld und Freude ertragen, wenn eine liebende Hand den Menschen pflegt, und ein mitleidvolles, liebendes Herz den Menschen tröstet oder ein geduldiger, ergebener Gefährte mitleidet. Zum vorneherein schneidet die furchtbare Hölleninschrift auch diesen Trost ab. (Fortsetzung folgt.)

Kritische Bemerkungen zu Eduard v. Tunk's Vorschlägen für eine Neugestaltung von Kaegi's Griechischen Uebungsbüchern*)

Von Paul Usteri, Zürich.

Von dem liebenswürdigen Schriftleiter der „Mittelschule" dazu eingeladen, erlaube ich mir, mich zu den von v. Tunk aufgestellten neun Grundsätzen kritisch zu äußern. Der Kern des Problems liegt gewiß in seiner ersten Forderung, daß nach dem ersten Griechischjahr mit der Lektüre begonnen werde. Woher stammt dies Begehren? Es ist nicht identisch mit dem der preußischen Richtlinien, die (II 288) sagen: „Die beste Einführung in die Sprache gibt der möglichst frühzeitige Beginn der Lektüre von Xenophons Anabasis nach Erledigung eines kürzeren grammatischen Vorkursus." Denn v. Tunk ist dafür, daß im ersten Jahr die grundlegenden Partien der Formenlehre systematisch nach Kaegi'scher Methode durchgenommen werden. Warum nun doch mit der Lektüre beginnen, bevor man mit dem Stoff fertig ist? Um eine Zeitersparnis kann es sich wohl nicht handeln; denn auch bei anderer Verteilung des Stoffes wird man nach den bisherigen Erfahrungen für die Bewältigung der ganzen Formenlehre, alles zusammengerechnet, rund anderthalb Jahre brauchen. Die Frage stellt sich demnach so: Ist der frühere Beginn der Lektüre für den Schüler vorteilhaft oder nicht? Ich betone absichtlich das Wort „Schüler"; denn der ganze moderne Schlachtruf „Früherer Beginn der Lektüre" scheint mir der psychologischen Einstellung des Lehrers dem Lehrstoff gegenüber zu entstammen. Und doch folgt daraus, daß der Zweck des Griechischunterrichtes die Lektüre ist, noch keineswegs, daß man mit dem Bau der Stockwerke beginnen soll, bevor das Fundament fertig gelegt ist.

Für den Schüler verhält sich die Sache psychologisch so: Sobald er zur Lektüre kommt, richtet er sein Hauptaugenmerk auf den Inhalt, und er soll es auch. Alles Formale spielt von da an eine sekundäre Rolle. Daher wird es ihn dann viel mehr Ueberwindung kosten, z. B. alle die wichtigen Verben der unregelmäßigen Konjugation gründlich zu lernen, als wenn nach bisheriger Weise das Formale im Zentrum des Interesses steht. Durch geschickten Unterricht kann auch dem Formalen das lebendige Interesse der Schüler erhalten werden, solange es nicht der Konkurrenz der die Schüler natürlich mehr fesselnden Schriftstellerlektüre ausgesetzt wird.

Während im Griechischunterricht eine gründliche Kenntnis der Formenlehre die condicio sine qua non für eine ersprießliche Lektüre ist, kann man bei der Syntax wirkliche Einsparungen machen. Alles Wichtige behandle ich schon gründlich während der Durchnahme der Formenlehre in Kaegi I und II; die ausgezeichneten syntaktischen Regeln bieten dazu die beste Hilfe. Auf eine systematische Durchnahme der Syntax verzichte ich dann, ausgenommen einige wenige wichtige Kapitel, und bespreche nur das, was sich bei der Lektüre von Xenophons Anabasis I darbietet.

Zweiter Grundsatz v. Tunks: Einschränkung der copia verborum. Auch hier habe ich eine andere Ansicht. Erfahrungsgemäß sitzen bei den Schülern keine Vokabeln so gut wie die im ersten Jahr einer Fremdsprache gelernten. Diese Chance soll man ausnützen. Das vokabelmäßige Lernen auch von selbstverständlichen Komposita bietet den Vorteil,

*) Vgl. letzte Nummer der „Mittelschule".

daß die Schüler auf diese Weise die Präpositionen häufig repetieren, und das haben sie sehr nötig.

Um nicht zu weitschweifig zu werden, will ich mich nur noch zu Punkt vier und fünf aussprechen.

Vierter Grundsatz: Kein Wort zu früh! Die Durchführung dieses Grundsatzes wäre sehr zu begrüßen, wenn sie sachlich möglich wäre. Aber gerade das von Tunk angeführte Beispiel ἔχω illustriert am besten die Unmöglichkeit. Ausgerechnet die Mischklasse enthält einige Verben, die zur Bildung der einfachsten Sätze unentbehrlich sind. Nach meiner Erfahrung kann bei der Mannigfaltigkeit der griechischen Formenlehre kein Uebungsbuch den kundigen, ergänzenden und falschen Analogiebildungen vorbeugenden Lehrer entbehrlich machen.

Fünfter Grundsatz: Nichts Verwechselbares zu rasch hintereinander. Meine Meinung ist hier folgende: Das erste Bedürfnis, das wir beim Schüler befriedigen müssen, ist das nach Klarheit, Uebersichtlichkeit. Sein ordnender Geist verlangt, Aehnliches nebeneinanderzustellen und die Unterschiede aufzuzeigen. Diese klare Kontrastierung erleichtert ihm das erste Lernen. Freilich kommt dann nachher das Vergessen und Verwechseln. Dem kann eben nur mit der repetitio, der mater studiorum, begegnet werden. Im Gegensatz zu den Verfassern moderner Lehrbücher, die von der Unklarheit allmählich zur Klarheit vordringen wollen, die das zuerst Zerstreute erst nachträglich ordnen, verlange ich möglichste Systematik am Anfang.

Zum Schluß möchte ich erwähnen, daß die gegenwärtige Diskussion mehr nur theoretischen, methodologischen Charakter hat. Denn die Weidmannsche Buchhandlung teilte jüngst in einem Zirkular mit, daß sie Herrn Studiendirektor Denecke am Gymnasium in Herford beauftragt habe, den alten Kaegi neu herauszugeben. „Er wird das Uebungsbuch einer ebenso schonenden wie gründlichen Durchsicht unterziehen und bei Wahrung seiner ganzen Anlage und Art nur solche Aenderungen vornehmen, die nach den Erfahrungen im Unterricht durchaus zweckmäßig erscheinen und die Brauchbarkeit erhöhen. Wir bitten die höheren Lehranstalten, an denen der Kägi gebraucht wird, uns freundlichst mitzuteilen, was sie geändert zu sehen wünschen. Jede einschlägige Anregung nehmen wir gerne und dankbar entgegen.

Zugleich erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß die „Kurzgefaßte griechische Schulgrammatik" von Kaegi in neuer, von Bruhn besorgter Ausgabe erschienen und vom Ministerium genehmigt ist. Im Text sind nur ganz wenige Aenderungen vorgenommen. Eine wertvolle Erweiterung aber hat das Buch in einem Anhange mit sprachwissenschaftlichen Erläuterungen erhalten, auf die durch kleine Ziffern im Text hingewiesen wird." Diese von Bruhn um einen Anhang erweiterte Ausgabe der Kurzgefaßten Grammatik wird in Zukunft die alleinige Ausgabe der Kurzgefaßten Grammatik sein.

Im Zirkular der Weidmannschen Buchhaltung wird noch betont, daß sich der Kaegi in seiner alten Form auch bei den neuen preußischen Lehrplänen bewährt habe. Unter diesen Umständen haben wir in der Schweiz umso weniger Veranlassung, diesem von einem Schweizer geschaffenen und in allen Schulen ohne Unterschied der Konfession heimisch gewordenen Lehrmittel untreu zu werden. Namentlich haben diese Einheitlichkeit im Griechischunterricht bisher diejengen Schüler stets dankbar empfunden, die aus irgend einem Grunde die Schule wechselten.

(Nachdem trotz wiederholter Aufforderung niemand zu den Ausführungen Prof. v. Tunks Stellung nehmen wollte, sind wir Herrn Prorektor Dr. Paul Usteri zu besonderem Danke verpflichtet, daß er sich dazu verstanden hat, seine uns zunächst brieflich geäußerten kritischen Bemerkungen auch in der „Mittelschule" zur Debatte zu stellen. Prof. Usteri genießt als gewiegter Schulpraktiker in weiten Kreisen bedeutendes Ansehen. Den Lesern der „Mittelschule" dürfte er durch seine erfolgreichen Bemühungen zur Erhaltung Kägis (vgl. „Mittelschule" Nr. 1, 1927) noch in dankbarer Erinnerung stehen. Wenn Prof. Usteri in einer persönlichen Zuschrift betont, wir hätten keinen Grund, an unserm im allgemeinen als treffliches Lehrmittel bekannten Kägi einschneidende Aenderungen vorzunehmen, bevor wir die in Preußen mit den vielen neuen Büchern gemachten Erfahrungen überprüfen könnten, so möchten wir ihm darin völlig beistimmen. Die Redaktion.)

Zur Lektüre der griechischen Tragiker

P. Baldwin Würth, O. Cap., Appenzell (Schluß)

Auf die umsichtige Grundlegung im ersten Teil folgt im zweiten die scharfsinnige Untersuchung, wie jeder der drei großen Tragiker sich mit dem Problem „Mienenspiel und Maske" auseinandergesetzt hat.

Sie beginnt mit Euripides, weil er am meisten Verständnis für das Maskenproblem zeigte, die Ausbeute bei ihm also voraussichtlich am reichsten sein wird. „Außerdem zeigt sich manches, was bei Aischylos und Sophokles noch ein tastender Versuch war, bei Euripides schon als vollentwickelte Bühnenform. Eine vorgängige Betrachtung des jüngsten Tragikers erleichtert daher das Verständnis seiner Vorgänger und erspart viele Wiederholungen" (S. 32). Der Grund der stärkeren Rücksichtnahme auf die Maske liegt teils

in der besonderen dichterischen Begabung des Euripides. Er ist ein „ausgesprochener Theaterdichter", „der die Bühnenwirkung immer im Auge hat" (S. 32 f.). Er ist ein „Augenmensch" mit ausgeprägtem Sinn für das Malerische. Er verfügt endlich über tüchtige musikalische Fähigkeiten, die er gerne spielen läßt, um Stimmung und Rührung zu erwecken. Anderseits hängt die größere Rücksicht auf die Maske zusammen mit seinen künstlerischen Zielen. Euripides wetteifert mit den damals so erfolgreichen Sophisten und Rednern. Er will ferner auf der Bühne die realistische Welt- und Lebensauffassung, die seine Zeitgenossen immer mehr in ihren Bann zog, zur Aussprache bringen.

Bevor aber an den einzelnen Stücken diese weitgehende Berücksichtigung der Maske aufgezeigt wird, umschreibt der Verfasser sein Vorgehen: „Bei der folgenden Einzelbehandlung der Stücke nehmen wir jedesmal die einzelnen Rollen vor, soweit sie für unsere Arbeit in Betracht kommen. Zuerst geben wir dabei den mutmaßlichen Maskenausdruck an, den wir zu erschließen suchen zunächst aus dem Charakter der betreffenden Rolle, dann aus den Texthinweisen, wo solche sich vorfinden. Schließlich begleiten wir die Maske durch den Gang des Stückes, um allfällige Widersprüche zwischen Maske und Mienenspiel und deren Lösung durch den Dichter festzustellen" (S. 35). — Auf diese Weise werden nun die erhaltenen Stücke in chronologischer Folge behandelt, Rolle für Rolle. Zum Schlusse hebt der Verfasser zwei besonders auffallende Wahrnehmungen heraus. Vorerst einen Beitrag zur Charakteristik des Euripides: „Bei unserem Dichter zeigt sich in Bezug auf die Maskenbehandlung nicht etwa ein steter Fortschritt, eine kontinuierliche Entwicklung, wie wir sie im Folgenden für Sophokles und Aischylos nachweisen werden; Euripides bringt dem Maskenproblem schon in so frühen Stücken wie „Alkestis", „Medea" und „Hippolytos" die gleiche liebevolle Sorgfalt entgegen, wie in den erst nach seinem Tode aufgeführten Tragödien" (S. 126). Die zweite neue Erkenntnis ist die Einsicht in den Zusammenhang zwischen dem Grad der Maskenberücksichtigung und dem Gesamtcharakter des Stückes. In „Seelenkonfliktstragödien", z. B. in der „Medea", „die sich hervortun durch feine psychologische Zeichnung", ist auch die Maskenbehandlung entsprechend sorgfältig. Für die Wiedererkennungsszene in den „Anagnorismostragödien" hat Euripides eine feste Technik der Maskenbehandlung geschaffen, „die ihm ermöglicht, den Widerspruch mit der starren Maske fast unfühlbar zu machen". In den „Bildertragödien" endlich, zu welchen u. a. die „Herakliden" und „Hiketiden" gehören, „löst sich das Maskenproblem verhältnismäßig leicht, da der ursprüngliche Maskenausdruck für die ganze Dauer des Spieles paßt" (S. 126 f.).

Auf den ersten Blick muß es auffallen, daß Sophokles, der Zeitgenosse und Rivale des Euripides, dem Maskenproblem geringere Bedeutung schenkt als dieser. P. Löhrer begründet den Unterschied feinsinnig aus dem Charakter der Sophokleischen Kunst. Ihre „Gestalten sind im allgemeinen stark heroisiert. Dadurch ergibt sich einerseits eine weitgehende Stimmungseinheit". Wechsel der Empfindungen, die Hauptquelle von Maskenkonflikten, sind daher selten. „Anderseits bedingt die Heroisierung eine gewisse ideale Zeichnung der handelnden Figuren, die sich fast nur bei den Nebenrollen in gelegentlichem Humor dem euripideischen Realismus nähert". Weil Sophokles ferner vor allem φόβος erwecken will, „tritt das äußere Bühnenbild an Bedeutung stark zurück vor der kunstvollen Komposition und Anordnung der Szenen", „wird die Einzelwirkung oft geradezu vernachläßigt, weil sie im Gesamtplan von geringer Bedeutung ist" (S. 128 f.).

Am wenigsten fühlte Aischylos einen Widerspruch zwischen Maske und Mienenspiel; im Gegenteil, seine Stücke scheinen geradezu auf den reibungslosen Maskengebrauch zugeschnitten. Das starke Vorherrschen der lyrisch-epischen Elemente und das Zurücktreten der eigentlichen Handlung lenkten das Interesse vom Mienenspiel ab. Der Zug ins Erhabene und Heroenhafte verbannte zum voraus alltägliche, kleinmenschliche Affekte und damit seelische Konflikte. Seinen Gestalten entsprach die Maske mit ihrer feierlichen, unbewegten Ruhe voll und ganz. — Trotzdem fühlte auch er, wenn auch noch so schwach, das Problem. „Die Mühe, die er auf die Vervollkommnung der Maske verwandte," und einige, zwar spärliche Textstellen deuten darauf hin (S. 159 f.). Mag er deshalb auch für die eigentliche Lösung wenig beigetragen haben, es muß ihm als hohes Verdienst gebucht werden, daß er über die von ihm erreichte, in sich geschlossene künstlerische Vollendung hinaus eine weitere Entwicklung als möglich und notwendig erkannte und mutig erstrebte. In dieser Hinsicht steht er unvergleichlich höher als Euripides, der, im Maskenproblem wenigstens, sich nicht entwickelte.

Auch diese Wertung ist nur eine bescheidene „Zugabe" des Rezensenten. Im besprochenen Werke selbst tritt Euripides, wie billig, in den Vordergrund. Er hat ja das Hauptverdienst um die Lösung des Widerspruchs zwischen Maske und Mienenspiel. Die „Ergebnisse" am Schlusse der ganzen Arbeit zeigen dies nochmals mit aller Deutlichkeit. Als erstes Resultat wird hier eine „Feststellung gemacht, die, bis jetzt noch kaum je deutlich und entschieden formuliert, sich uns immer wie-

der aufgedrängt hat: daß es nämlich in der Behandlung und Berücksichtigung der Maske eine Entwicklung gibt, die eng zusammenhängt mit der Entwicklung des griechischen Dramas selbst. Die zusehends erfolgende Entheroisierung und Naturalisierung der Tragödie und die stetsfort wachsende Ausgestaltung der eigentlichen Bühnenkunst im modernen Sinne des Wortes steigerte den Widerspruch zwischen Mienenspiel und Maske und damit die Anstrengungen der Dichter, seiner Herr zu werden" (S. 180).

Dann folgt ein Ueberblick über die Mittel, die zur Lösung des Maskenproblems versucht wurden. Das interessanteste Ergebnis ist hier wohl die Tatsache, daß Euripides den Widerspruch vor allem durch Ausbau der „technischen Behelfe" zu beheben strebte. „Schon eine oberflächliche Beobachtung lehrt, daß Euripides sich derselben unverhältnismäßig öfter bedient hat als Aischylos und Sophokles, wenn schon angenommen werden muß, daß sie auch bei diesen häufiger vorkamen, als sich aus ihren Bühnenanweisungen im Text erschließen läßt" (S. 181). Der Verfasser beweist sein Ergebnis nicht bloß zahlenmäßig, er sucht diese Vorliebe des Dichters auch zu verstehen. Die technischen Behelfe, wie Hauptverhüllung, Kniefall usw., sind Dinge des alltäglichen Lebens; sie mußten sich daher dem realistischen Sinn eines Euripides geradezu aufdrängen. „Als richtiger Theaterdichter hat Euripides dann das Gefundene auf seine dramatische Verwendbarkeit geprüft. Nur was in dieser Hinsicht sich ausgewiesen hatte, wurde beibehalten und durch häufigen Gebrauch schließlich zur typischen Form ausgebildet" (S. 184). Worauf der Dichter und scharfe Menschenkenner aber bei dieser Prüfung wohl vor allem sah, war: „die Maske wenigstens für den ersten Moment des Konfliktes zu verbergen, weil da der Widerspruch zwischen Maske und Mienenspiel am unerträglichsten wirken mußte. Bis die Maske wieder sichtbar wurde, hatte sich dann sehr oft die Situation so weit verschoben, daß der frühere Ausdruck wieder gerechtfertigt war oder doch nicht mehr stark störte" (S. 184).

Zwar folgen auf diese Ausführung noch einige kurze Bemerkungen über andere Lösungsmittel; der eigentliche Schluß der Arbeit scheint mir aber doch dort zu liegen, wo der Verfasser die Lösung des Problems zurückgeführt hat auf die Wesensart des lösenden Dichters: auf des Euripides ausgeprägten Sinn für den Menschen, wie er tatsächlich ist, und für die Bühne, was ihr entspricht.

Damit hat der Verfasser das Ziel, das er sich im Vorwort als nächstes gesteckt hatte, erreicht. Er tönt dort jedoch auch ein mittelbares Ziel an; andere, unausgesprochene, mögen ihm vorgeschwebt haben. Darüber im folgenden Abschnitt!

2. Wertung und Verwertung im Unterricht.

Trotz des anspruchsvollen Titels wollen die folgenden Ausführungen keine wissenschaftliche Würdigung des besprochenen Werkes sein. Eine solche erübrigt sich, nachdem die hohe philosophische Fakultät der Universität Freiburg die Arbeit mit der seltenen ersten Note ausgezeichnet und die Fachbesprechung das Werk durchgehend freudig anerkannt hat. Der Rezensent fühlt sich zudem einer eingehenden Kritik nicht gewachsen. Die „Mittelschule" endlich will etwas anderes: Aufschluß über die Verwendbarkeit im Gymnasialunterricht. Unter diesem Gesichtspunkte also einige Gedanken und Anregungen zum vorliegenden Werke!

Die ganze Arbeit von P. Löhrer steht bewußt im Dienste einer Aufgabe, die bisher im Unterrichte ziemlich zurücktrat. Der verehrte Verfasser zitiert im Vorwort ein Wort von Wilamowitz: „Diese Ausgabe (des Ion) will nicht in die Sprache der Tragödie einführen . . . Sie will vor allem das Schauspiel als solches erklären, wie es gespielt und geschaut werden soll. Das hat nicht nur die alte, rein grammatisch eingestellte Zeit der Philologie versäumt, das haben wir alle zu wenig beachtet." Diesem neuen Ziel griechischer Schauspielstudien soll auch die rezensierte Untersuchung dienen: „Sie will einen Beitrag liefern zur Spieltechnik des antiken Dramas und eine bis heute noch zu wenig erkannte Seite im Schaffen der alten Theaterdichter näher beleuchten." Wir sollen also durch die neuen Ergebnisse nicht nur den Text der griechischen Dramen besser verstehen, sondern gleichsam das Spiel selbst vor unsern geistigen Augen erstehen lassen. Die griechischen Tragödien sind ja keine Lesedramen, sondern Bühnenspiele, die g e s c h a u t sein müssen. Zu ihrem vollen Genusse und Verständnis gehört also nicht bloß das Buchstabensehen und Verselesen, das Gedankenerfassen und Gestalten-Nachbilden. Das alles ist nur Vorbereitung zum eigentlichen Ziel: dem Nachschaffen der Bühnenbilder und des Bühnenlebens. Erst aus diesem heraus ergibt sich das letzte und tiefste Verständnis des Spieltextes, im Ganzen wie in Einzelheiten. — Kann die Schule dies Ziel auch nicht vollkommen erreichen, irgendwie miterstreben muß sie es doch: eine Schilderung des Aeußern der einzelnen Rollen, gelegentliche Bemerkungen über die Bewegungen und das Mienenspiel der Auftretenden lassen sich doch leicht in die Lektüre einflechten. Sie beleben den Unterricht und erleichtern sehr oft das Verständnis des Textes. Das Buch von P. Löhrer bietet da eine reiche Quelle. Die Maske jeder einzelnen Rolle ist charakterisiert; alle Stellen, die mit dem Mienenspiel und den Bewegungen der Spieler zusammenhängen, sind angeführt und analysiert. Um für den Unterricht das Spielbild zu rekonstruieren, dürfte das Buch vollauf genügen,

vielleicht in Verbindung mit den Arbeiten von Wilamowitz über Aischylos und über den Ion des Euripides.

Aber auch dann, wenn man das Spiel bei der Lektüre außer acht läßt, bietet das Buch reiche Anregungen. Es ist eine Charakteristik aller Rollen, die in den griechischen Tragödien vorkommen. Es bietet ferner sehr oft dankenswerte Ausblicke auf die Handlung der Stücke, legt die Fäden bloß, die sich verschlingen, beleuchtet die entscheidenden Situationen. Mit einem Wort: es ist ein knapper Kommentar, der die dramatischen Momente in den Spielen herausstellt. Auf diese aber muß man bei der Schullektüre unbedingt Rücksicht nehmen. Nicht bloß der Ideengehalt der griechischen Dramen, auch ihre Technik ist ja stets von größtem Einfluß gewesen, besonders auf die Bühnenspiele der französischen und deutschen Klassiker.

Das Werk erschließt uns also den Blick für die antike Bühnentechnik und das dramatische Moment der griechischen Tragödie. Wir lernen das antike Schauspiel kennen, so wie es tatsächlich war, nicht wie man es bisher immer zu sehen gewohnt war. Der Verfasser selbst weist gelegentlich darauf hin, daß wir unsere vom deutschen Idealismus bestimmte Auffassung von antiker Spielweise berichtigen müssen, z. B. S. 13: „Wir müssen uns endlich von dem Vorurteil befreien, als ob zur Zeit des Sophokles und vollends des Euripides auf der attischen Bühne eine gespreizte Steifheit und Unbehilflichkeit Trumpf gewesen wäre". Die Arbeit rückt damit in grundsätzliche Zusammenhänge. Sie dient einerseits dem „Abbau" des idealistischen Griechentraumes. Anderseits fördert sie nicht bloß die „realistische" Auffassung des Altertums; sie beweist, ohne es zu wollen, mit neuen Gründen die alte christliche Auffassung der Antike, die Stolberg und der alte Herder entschieden, aber fast erfolglos dem „nackt heidnischen Klassizismus" gegenüber verfochten. Gerade die Maske ist ja in ihren Schicksalen ein sprechender Beleg für den tiefen religiösen Sinn der Griechen und für seinen Einfluß auf scheinbar entlegenste Kulturgebiete. — Gewiß sind auch solche Gedankengänge und Berichtigungen an unsern katholischen Schulen angebracht.

Dankenswert ist endlich eine andere Erkenntnis, die die Arbeit durch ihr bloßes Dasein schon nahelegt. Es mag Zufall scheinen, daß fast zur gleichen Zeit mit der Dissertation von hochw. Herrn P. Löhrer eine andere Doktorarbeit erschien, die einen Engelberger Theaterdichter behandelte, das Buch von Dr. J. Heß über P. Marian Roth. Unwillkürlich drängt sich da der Gedanke auf, es möchten gerade in Engelberg traditionell besonders enge Beziehungen zur Theaterkunst gepflegt werden. Welch hohe Verdienste die schweizerischen Benediktinerstifte, besonders Einsiedeln, Engelberg und St. Gallen, im 17. und 18. Jahrhundert um die Pflege des Theaters sich erworben, wird durch die neue Forschung immer überraschender klargestellt. Das Stift Engelberg scheint dies alte Erbgut bewußt und feinsinnig in der Gegenwart fortbilden zu wollen. Die dramatischen Neuschöpfungen und die glücklichen Aufführungen beweisen es. Die Arbeit von hochw. P. Löhrer erscheint so als neues, vielversprechendes Reis an einem alten, ehrwürdigen Stamme. — Derartige Gedankengänge mögen zwar der Schule etwas fern liegen. Es dürfte aber wohl auch unsere Pflicht sein, die Schüler hinzuweisen auf die Fäden, die unsere Gegenwartskultur mit der Vergangenheit verbinden, und dankbar jene Geistesherde zu nennen, wo das heilige Feuer aus der Vorzeit in die Gegenwart hinübergerettet wurde und jetzt zu neuer Flamme entfacht wird.

In mannigfachster Weise läßt sich somit das Buch für den Unterricht nutzbar machen. Kein Leser wird es ohne reiche Anregung aus der Hand legen. So unerhört daher der Preis ist, wenn man sich mit etwas Liebe in die Lektüre vertieft, findet man ihn — bei den heutigen Preisansätzen — dem Wert des Gehaltes entsprechend. Kann sich deshalb der Einzelne die Anschaffung vielleicht auch nicht gestatten, es sollte doch in keiner Professorenbücherei fehlen, und jeder Lehrer sollte es kennen lernen, müßte er es auch ausleihen und exzerpieren: die Demut und Mühe würde sich lohnen.

Bücherecke

Hilfsbuch zum neuen Einheitskatechismus, bearbeitet nach dem Prinzip der religiösen Lebensschule von Georg Deubig, Studienprofessor in Ludwigshafen. Band III: Von den Gnadenmitteln. 8°. 376 S. Preis brosch. 6.—, in Ganzleinen geb. 7.50. 1927. Gebr. Steffen, Limburg a. L.

Ueber die Anlage dieses Werkes war schon früher die Rede (vergl. „Mittelschule", 1926, Nr. 7 und 1927, Nr. 7). Wider Erwarten rasch ist nun auch der dritte Band erschienen, der sich ganz auf der Höhe der beiden vorhergehenden hält. Prächtig sind, um nur einiges herauszugreifen, die Katechesen über das allerheiligste Altarssakrament (Messe, Kommunion, Herz-Jesu-Andacht) und über das Sakrament der Buße. Bei der Erklärung des Ehesakramentes ist die Deutung des Bibelwortes „Wachset und vermehret euch" (Gen. 2, 20) zu knapp und zu dunkel gehalten, wenn anders der Verfasser wirklich glaubt, sie im Sinne der sexuellen Aufklärung vorbringen zu müssen. Was er darüber in seinem Buche sagt, wird nicht von allen Kindern verstanden werden und Anlaß bieten zu neugierigen Fragen derselben untereinander.

Hiemit sei das gediegene und überaus praktische

dreibändige Werk allen Katecheten noch einmal warm empfohlen. E. B.

Das Nibelungenlied. Uebersetzung von Simrock, mit gegenübergestelltem Urtext. In zwei Teilen. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Prof. Walter Freye. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. Ganzleinen M. 3.—, Halbleder M. 5.—, Ganzleder M. 6.—.

In der gefälligen, soliden Ausstattung und zum billigen Preis der Goldenen Klassikerbibliothek überreicht uns der Verlag Bong hier eine Nibelungenausgabe, die gerade dem Lehrer treffliche Dienste leisten wird. Die literarhistorisch-ästhetische Einleitung des Herausgebers empfiehlt sich durch Gediegenheit und vornehm-abwägendes Urteil. Ausgezeichnet ist der sprachlich-metrische Anhang, der u. a. auch willkommene Ausspracheregeln gibt und überhaupt für Nichtgermanisten alles Notwendige enthält. Die Anmerkungen sind knapp, aber substantiell. R. L.

Walter Kranz, Die neuen Richtlinien für den lateinisch-griechischen Unterricht am Gymnasium. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung. VII und 159 S. Ganzleinen M. 6.—.

Auch der Altphilologe, der den Preußischen Richtlinien in manchem nicht beipflichten kann, wird aus diesem von reiner Begeisterung für die Antike und reicher Erfahrung getragenen Buche soviel Anregung und Belehrung schöpfen, daß es eine wirkliche Unterlassungssünde wäre, der Auseinandersetzung mit den neuen Ideen in bequemer Selbstgenügsamkeit aus dem Wege zu gehen. Im ersten Teil: „Das Bildungsideal des Gymnasiums", handelt der Verfasser von der Aufgabe und Bedeutung der klassischen Studien für unsere Zeit. Unter „Methodische Bemerkungen" spricht er über Sprachlehre und Lektüre, schriftliche Arbeiten, Kunstbetrachtung, philosophische Vertiefung, staatsbürgerliche Erziehung, Konzentration und freie Arbeitsgemeinschaften. Der dritte Teil endlich bringt die Absteckung der Lehraufgaben. Den Schluß des Buches bilden 16 Seiten enggedruckter Anmerkungen mit zahlreichen, sorgfältig ausgewählten Literaturangaben. Die Fülle der in diesem Buche vermittelten Ideen und Probleme steht wirklich in umgekehrtem Verhältnis zu seinem mäßigen Umfang. R. L.

Wunder im Weltall, Neue Folge (Werden und Sein) 1927. Herausgegeben von Paul Siebertz. Verlag Kösel & Pustet, München. In Leinen M. 10.—.

Das „Katholische Universum" bedarf keiner weitern Empfehlung; überall ist es von Seite unserer Erzieher als ein längst notwendiges Werk begrüßt worden. Daß Herausgeber und Verlag in Auswahl und Ausstattung das Richtige getroffen, beweist die höchst günstige Aufnahme des Buches unter unsern Gebildeten, wie vor allem unter der reifenden Jugend, die als Hauptlesekontingent in Betracht kommt. Reichhaltig, gediegen, allgemeinverständlich: das sind die großen Vorzüge auch des zweiten Bandes, der alle Gebiete menschlichen Kulturlebens umfaßt. Viele Beiträge sind mit ihrem trefflichen Bildmaterial auch für den Lehrer sehr instruktiv; wir nennen nur „Die Entwicklungsgeschichte der Schrift", „Ueber die Entstehung der Sprachen", „Die Entstehung der Welten — das Werden von Erde und Menschen", „Entstehung und Wesen des Geldes". Während der erste Band sich vornehmlich an Naturwissenschaftler wendet, bietet diese neue Folge auch dem Philologen und Geschichtslehrer reiche Anregung. Die Unterstützung dieses Unternehmens, das für den Verlag ein mutiges Wagnis bedeutet, ist Pflicht katholischer Solidarität.

R. L.

Heß J. H., P. Marianus Rot (1597—1663). Ein Kapitel schweizerischer Theatergeschichte. X und 278 Seiten. Basel, J. und F. Heß 1927.

Es ist ein hervorragendes Verdienst Joseph Nadlers, während seiner Lehrtätigkeit in Freiburg seine Schweizer Schüler auf die vergrabenen Schätze helvetischen Schrifttums aufmerksam gemacht und sie zu deren Hebung aufgemuntert zu haben. Eine wertvolle Frucht dieser Anregung ist auch die vorliegende Arbeit von Heß über den innerschweizerischen Barockdichter Marian Rot. Die Arbeit behandelt in vier Hauptabschnitten (Leben und Wirksamkeit, literarischer Rahmen, Werk und Dichter, Darstellungen und Materialsammlung) die Persönlichkeit und das reiche künstlerische Schaffen Rots, der in Luzern bei den Jesuiten studierte, dann als Seelsorger in Alpnach und Sarnen segensreich wirkte und schließlich als Konventuale des Stiftes Engelberg sein Leben beschloß. Dichter und Werk werden aus ihren zeitgeschichtlichen Voraussetzungen heraus erklärt und eingehend gewürdigt, und manch interessantes Streiflicht fällt dabei auf die Eigenart schweiz. Theaterkunst um 1600. Ein umfangreicher Anhang bietet Anmerkungen und Literaturnachweise, mit deren Hilfe man den Verfasser bei seiner Arbeit begleiten kann. Das Buch bedeutet eine willkommene Bereicherung der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Theaterentwicklung, und es ist zu wünschen, daß ähnliche Monographien sich anschließen werden als Vorarbeit zu einer zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung schweizerischer Bühnengeschichte. Erwägen ließe es sich, ob die Verteilung des Stoffes, nach welcher Heß arbeitet, die einzig mögliche oder auch nur die glücklichste war; vielleicht hätte sich bei einer andern Disposition manche unnötige Wiederholung vermeiden lassen. Auch stehen nicht alle Einzelheiten des Inhaltes auf gleicher Höhe wissenschaftlichen Wertes; so ist z. B. die Uebersicht über die geistige Entwicklung des Stiftes Engelberg (Seite 43 ff.) nicht gerade ein Kabinettstück. Im sprachlichen Ausdruck würde man oft mehr sachliche Ruhe und Klarheit wünschen, man erkennt den Nadlerschüler an gewissen Ausdrucksformen, aber die vollendete Sprachkunst des Meisters steht noch zu erwarten. Das Ganze aber ist eine Leistung, welcher ehrliche Anerkennung gebührt. P. L. H.

14. Jahrgang Nr. 3 3. Mai 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Die Idee des Höfischen um 1200 — Die Höllentorinschrift in Dantes Divina Commedia — Zunftstube — Bücherecke —

Die Idee des Höfischen um 1200

Ein Bericht. Von K. Fry.

Die beiden ersten Wochen der Davoser Hochschulkurse waren der Philosophie und Literatur gewidmet. Während die philosophischen Vorlesungen und öffentlichen Diskussionen ein trostloses Bild der modernen Zerfahrenheit der Geister in wichtigsten Lebensfragen entrollten, bedeuteten die literarischen Vorlesungen Glanzpunkte an Form und Gehalt. Nach Schluß der philosophischen Woche fiel das Wort, daß die aufgetretenen Fachphilosophen alles getan hätten, ihre Zunft zu diskreditieren. Die Literaturprofessoren verstanden es dagegen meisterhaft, den ganzen Zauber ihres unerschöpflichen Fachgebietes zu entfalten und namentlich für die neuere Strömung in der Literaturforschung, für die geistesgeschichtliche Einstellung, weitestes Verständnis zu wecken. Begreiflich, waren doch die Referenten Männer vom Schlage eines Kluckhohn, Günther Müller, Naumann, Rothacker. Wir glauben, allen Lesern der Mittelschule, für die das Studium der deutschen Literatur lebendiges Forschungsgebiet ist, einen Dienst zu erweisen, wenn wir einiges aus den klassischen Literaturvorträgen in Davos in der Mittelschule veröffentlichen.

Am 26. März sprach Prof. Hans Naumann, Frankfurt a. M., über „Die Idee des Höfischen um 1200“. Naumann hat ein wundersames Organ, das die wunderbare Sprache eines Forschers, der Dichter ist, in reinste Musik kleidet. Ergebnisse ernstester Forschung werden im Gewande klassischer Form und kristallener Durchsichtigkeit weitergegeben. Solches Können ist nur einem Mann von ungeheurer Sachkenntnis eigen. Es wird einem ordentlich schwer, aus einem solchen Bau, wie Naumanns Vortrag, einige Steine herauszubrechen. Versuchen wir es immerhin; zusammenstürzen wird deshalb der Dom ja nicht.

Ein Ideal der Dichtung um 1200 ist das Heroische. Ihre Träger waren Ritter, und die Bewegung der Kreuzzüge, die unverständlich wäre ohne die ritterliche Geisteshaltung der Zeit, ging eben in höchsten Wogen durch das Abendland. Die fortitudo, der unverzagte Mannesmut ist die Tugend des Ritters, wie sie die nationalen Heldenromane verkörpern: Nibelungen, Dietrich, Gudrun. Es ist ein gebändigtes Heldentum. Großmut ist die Größe des Ritters. Rücksichtsloses Rittertum ist unzulässig. Dreinschlagendes Haudegentum um des Dreinschlagens willen, Strauchrittertum verstieße gegen Gott und gegen Frauendienst. Der edle Ritter sieht als erstrebenswertes Ziel vor sich, bei Gott und bei der Welt beliebt zu sein. Parzifal's Sinn geht dahin, der Welt und der Frau Huld sich zu sichern. Der Heroismus hat sich der Tugend unterzuordnen.

Die Ethik der höfischen Epik beruht auf der dreifachen Basis des summum bonum (Gott), des honestum (die vier Kardinaltugenden) und des utile (das irdisch Gute):

Diú zwei sind êre und vahrnde guôt,
Das dritte ist gottes hulde.
(Walther v. d. Vogelweide).

Ein Wesenszug in dieser so begründeten Ethik ist der Frauendienst. Die Tugenden werden nur im Minnedienst gelernt. Die hohe Minne wird ein erzieherisches Glück. Immer ist die Minne zu einer verheirateten Frau in hoher Stellung das Ideal. Der Minnende liebt dauernd unglücklich, aber eben das beglückt ihn. Die Liebe erfüllt sich hier in reiner Hingabe und reinem Verzicht. Das Wort Ehebruch findet keinen Platz in dieser Welt.

Die höfische Dichtung um 1200 steht im Dienste strengster Formkultur. Originell sein ist in der höfischen Dichtung kaum möglich, gilt als unhöfisch. Stofflich ein Erfinder sein, wäre für den

höfischen Dichter ein schwerer Vorwurf. Daher stehen Uebersetzungen voran, Umdichtungen in eine gereifte Form. Der vorgeschriebenen Form zulieb muß das Individuelle unterdrückt werden. Es gibt hier keine Wahrheit jenseits der Form.

Mit der Formkultur hängt ein anderes zusammen: der höfische Dichter ist innerlich durchaus ausgeglichen. Auch die Empfindung ist völlig an die Form gebunden. Spontan geäußerte Empfindung wäre in dieser Welt unbedingt verpönt, müßte als barbarisch gewertet werden. Es gibt keine höfisch-ritterliche Dramatik, weil die Spannung, die zum Drama wird, unhöfisch ist. Die höfische Form gestattet außer der Lyrik nur Didaktik und Epik, die jede Spannung ausschließen. Darum rangiert das Nibelungenlied in dieser Literatur erst in zweiter oder dritter Reihe. Es ging der höfischen Welt mit der Spannung der Katastrophe, des Siegfriedmordes, auf die Nerven. Hartmann, Gottfried und Reimar von Hagenau hatten für die Nibelungen kein Verständnis. Walther von der Vogelweide und auch Wolfram rangen sich langsam zum Persönlich-Individuellen durch; damit war aber auch die Geschichte der höfischen Dichtung zu Ende. Diese beiden begannen, bezeichnenderweise, das Nibelungenlied zu verstehen. Reimar von Hagenau fühlte bereits, daß er der letzte Vertreter der sterbenden höfischen Welt war. Er sah sich als Ritter des geduldigen Tragens. Er wollte diese Aufgabe treu weitertragen, und wenn er auch mit seinem Programm nahe am Zusammenbrechen war. Das war seine Sendung, die er getreu erfüllte: „Es ist so gut nichts auf der Welt, als Form und Zucht." Parzifal scheitert im entscheidenden Augenblick, als er in der Gralsburg die erlösende Frage unterläßt, weil er noch nicht so völlig durchgeformt ist, daß er merkte, die Form verlange an dieser Stelle die Frage.

Zum Begriff des Höfischen gehört durchaus die religiöse, christliche Idee. An und für sich bedeutet die höfische Kultur eine Emanzipation von der Kirche, namentlich betrachtet in Hinsicht auf das clunysche Zeitalter. Finden wir den Ordensritter neben dem eigentlichen Ritter, so ist darin ein Extrem, die extreme Betonung einer, eben der christlichen Seite, zu erkennen, und darum wiederum ein Abweichen vom höfischen Ideal runder Ausgeglichenheit. Der arme Heinrich Hartmann braucht am Schlusse nicht Mönch zu werden, wie es 50 Jahre vorher noch unbedingt nötig gewesen wäre. Er findet Gott, bleibt aber Ritter und findet sein Glück bei seiner Frau. Niemals steht höfische Dichtung direkt im Dienste der Religion. Eine sichere Art von Frömmigkeit hat Platz gegriffen, eine Religion, die so sicher sein kann, weil das clunyazensische Jahrhundert vorausgegangen ist. Von der im früheren Jahrhundert erworbenen religiösen Sicherheit lebt das jetzige. Gott und die Welt ist das Ziel des höfischen Lebens. Es wird nicht mehr alles, abgesehen von der Seele, verworfen, wie 100 und 50 Jahre vorher. Seele und Leib haben ihre Geltung vor Gott und vor der Welt. Man findet Verständnis für landschaftliche Schönheiten.

Das hat neben den ästhetischen Folgen seine sittlichen Folgen: Der Heide wird wieder Mensch. Die Entwicklung der Sittenschilderung im Zusammenhang mit der Naturbetrachtung läßt sich überhaupt über die Kirchenväter zur Antike zurückverfolgen. Der barbarische Heide wird wieder gesitteter Heide. Eine Art von schwärmerischer Begeisterung für den edlen Heiden greift ein. Eine Art von höfischer Toleranz, die aber nicht auf Skeptizismus der Kirche und der Tradition gegenüber beruht. Zu einer Gleichheit der Konfessionen vor Gott kommt es nicht und nie. Mit der Geschichte der religiösen Aufklärung hat die höfische Toleranz nichts gemein. Der Heide steigt in den Augen des Ritters nur, weil die persönliche Tugend soviel bedeutet, daß der religiöse Gegensatz an Bedeutung verliert. Das schließt nicht aus, daß der Heide in religiöser Hinsicht nach wie vor verloren bleibt. Man nimmt den edlen Heiden ins Rittertum auf, und die äußere Würde, die man ihm zuerkennt, umkleidet ihn mit der innern Würde. Aber die religiösen Grundlagen, die Heide und Ritter scheiden, werden nie angetastet; die kirchlichen Grundlagen gehören ja mit zur Basis des höfischen Ritters: in der Religion gilt der Heide immer noch neben dem christlichen Ritter nichts. In der höfischen Zeit um 1200 steigt der Sinn für den ritterlichen Glanz auf, den das Staufer Kaisertum entfaltet. Im Glanze dieses Rittertums ist der Heide, der zum Helden wird, als Held dem Ritter ebenbürtiger Partner.

Reiner Weltgeist herrscht aber keineswegs. Die Auseinandersetzung mit Gott, die Ueberwindung des Dualismus in der Welt, ist das große Ziel der Zeit. Nur Gottfried von Straßburg scheint von Jenseitsproblemen unberührt zu sein. Für ihn scheint die Minne zum Gottesdienst zu werden. Aber sein Werk ist nicht vollendet und wir dürfen, im Nichtwissen von dem, was gekommen wäre, keinen zwingenden Schluß auf sein Denken ziehen. Für Wolfram sind Held und Heiliger absolut Eins geworden.

Wie können Gott und Welt im Dienste des höfischen Ritters sich vereinen; wie kann die Liebe zu einer die Seele veredelnden Macht werden? — das war das große Problem der höfischen Dichtung um 1200.

Die Höllentorinschrift in Dantes Divina Commedia

P. Gerard Fäßler, O. M. Cap., Stans. (Schluß.)

Per me si va tra la perduta gente.

Auch das sagt wieder unendlich viel, auch das birgt wieder einen furchtbaren Gegensatz zwischen Nomen und Adjektiv!

Gente: Leute, Menschen, Volk, wie wir es nehmen wollen. Und sofort steigt bei diesem Wort eine glanzvolle Vision vor unserm Auge auf. Wesen schauen wir, die aus Gottes Meisterhand hervorgegangen und in jeder Linie Gottes Meisterhand verraten, Wesen, geschaffen aus reiner Liebe und darum auch ausgestattet mit wundervollen Vorzügen — natürlichen: Geist, Gedächtnis, Wille, Gemüt, Talent, mit allen Vorteilen einer spätern guten Erziehung, so viele mit außerordentlichen Anlagen und Fähigkeiten für dies und jenes Fach, alle erlöst am Stamme des Kreuzes durch Gottes eingebornen Sohn, bereichert mit unendlichen Gnadenschätzen, im Blute Gottes gewaschen, mit dem Königsadel auf der Stirne und dem Erbrecht auf den Himmel in der Hand, alle bestimmt für eine Seligkeit ohne Grenzen und ohne Ende im Verein mit ungezählten andern Seligen, mit den lieben Angehörigen, den Engeln, mit Maria, mit Gott selbst — ein Volk, der Herrlichkeit und ewiger Freude voll, ein Volk dessen Stimme schallt wie das Rauschen vieler Wasser und das Rollen vieler Donner, nach dem Bilde des Sehers auf Patmos, wenn sie dem Ewigen Lob und Preis singen in Ewigkeit.

Und statt dessen nun wieder das vernichtende, niederschmetternde, hoffnungslose: perduta. Verlust ist immer ein schmerzliches Wort und um so schmerzlicher, je höher das Gut ist, das man verloren, und umso weiter und größer, je mehr man dieser herrlichen Güter verloren, und ganz trostlos, wenn man sie durch eigene Schuld und auf immer verloren.

Wie mancher aber würde sich noch glücklich schätzen, wenn es nur hieße „verloren", wenn er damit zugleich verschollen und ins Nichts zurückgekehrt wäre.

Perduta, heißt aber auch verworfenes Volk, mit Fluch beladenes und ewigem Fluchen ergebenes Volk.

Gibt es eine Strafanstalt, ein Zentralgefängnis, eine Verbrecherkolonie, wie diese, von welchem dieses „perduta gente" spricht?" — Was muß den erwarten, der dazu verurteilt wird, zu diesem verlornen, verworfnen Volk, zu diesem Abschaum der Menschheit hinabzusteigen und ewig mit ihm vereint zu werden? Statt Trost und Liebe wird ihn Hohn und Haß, statt Mitleid und Erbarmen Schadenfreude und ewiger Fluch empfangen, bis er selbst mitmacht und gleich ihnen auch nichts anderes mehr kennt als ewigen Abscheu und Haß gegen alle und alles, bis auch er ewig Gott flucht und lästert.

Das ist das Riesenmaß des Unglückes, das die Hölle in sich birgt, das ist das fürchterliche Weh, das sie umschließt, das ist das Wesen der Hölle in drei Versen ausgedrückt.

Erhebt sich da nicht fast unmittelbar und eigentlich sich aufbäumend die menschliche Natur mit der Frage: Ist das so? Und wie ist das möglich?

Gerade auf diese Frage nennt uns Dante in den folgenden drei Versen drei gewaltige Vernunftgründe, die uns diese durch den Heiland und die hl. Kirche verbürgte Riesentatsache psychologisch, philosophisch und theologisch wenigstens etwas erfassen und verstehen lassen.

Giustizia mosse il mio alto Fattore.

Gott schuf also die Hölle, nicht die Phantasie der Völker, die mit allgemeiner Uebereinstimmung einen ewigen Ort der Strafe annehmen, nicht das Interesse der Priester, denn schon der Heiland hatte sie verkündet. Die Existenz der Hölle, einer ewigen, von Gott geschaffenen Hölle ist für jeden Katholiken Dogma.

Es heißt aber: mosse, bewog meinen hohen Schöpfer. Sie ist also kein Werk der Laune, da es bei Gott überhaupt keine Laune geben kann, sondern das Produkt des denkenden, ewigen Geistes und seines heiligen, allmächtigen Willens.

Und eben da liegt der Kernpunkt der Frage: Was bewog denn Gott, die Hölle zu schaffen? —

Giustizia mosse.

Ja, die Hölle ist in erster Linie ein Postulat und ein Werk der göttlichen Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist jene Tugend, welche cuique suum, jedem gibt, was ihm gebührt. Der Mensch kann hienieden aber Gutes oder Böses tun, und je nachdem gebührt ihm Lohn oder Strafe.

Nun wird aber weder Lohn noch Strafe in diesem Leben voll und ganz immer ausbezahlt — wie oft geht es dem Guten bis an sein Ende schlecht und dem Bösen gut, wenigstens äußerlich. — Denn Gott hat dem Menschen dieses Leben zur Prüfung gegeben. Also muß es im andern Leben noch zur endgültigen Verteilung von Lohn und Strafe kommen, zu einem Ausgleich, der Gottes Gerechtigkeit in strahlendem Lichte vor aller Welt offenbart und rechtfertigt.

Diesen Lohn und diese Strafe nennen wir nun eben Himmel und Hölle. Daß die Hölle aber auch in ihrer ganzen Entsetzlichkeit ein Postulat der Gerechtigkeit ist, geht ferner aus dem Wesen der

Sünde, der schweren Sünde, und im unbußfertigen Verharren darin, hervor. Auch vor dem weltlichen Gerichte wird, wie der hl. Thomas lehrt, eine Beleidigung bestraft juxta dignitatem ejus, in quem peccatur, nach der Würde dessen, der beleidigt wurde.

Nun ist aber die Würde dessen, gegen welchen die Sünde fehlt, unendlich; also muß auch die Strafe, soweit es möglich, eine unendliche sein, falls der Mensch bis zum Tode und in die Ewigkeit hinüber in der schweren Sünde und damit in der unendlichen Beleidigung verharrt.

Da aber bei einem endlichen Geschöpfe eine unendliche Strafe der Intensität nach nicht möglich ist, so wird sie und muß sie wenigstens der Dauer nach unendlich, das heißt ewig sein. Und das eben ist die Hölle, die also in Existenz und Form, wie Dante kurz und richtig sagt, wirklich eine Forderung der göttlichen Gerechtigkeit ist.

Fecemi la divina Potestate.

Nur Gott konnte eine solche Hölle schaffen. Wenn er sie aber schuf, wie furchtbar mußte sie werden. Wie schrecklich sind die Strafgerichte Gottes in alter und neuer Zeit! Hier aber schuf er ein ewiges Riesendenkmal seiner zürnenden Macht und Gewalt. Gerade dieses Wort gibt uns nochmals einen eigentlichen Vollbegriff von dem, was die Hölle als Schöpfung der rächenden, göttlichen Allmacht ist, und wir werden dieses Wort noch besser verstehen, wenn wir der Phantasie Dantes folgen und die schauderhaften Qualen, die ungeheuren Abgründe und all die entsetzlichen Schrecken schauen, die er uns in riesenhafter Plastik schildert, und doch, was ist all dies, das ganze ungeheure Schauspiel, das er zeichnet, gegen die Wirklichkeit?!

La somma Sapienza.

Nicht Gerechtigkeit allein ist es, die Gott zur Schaffung der Hölle bewog, nicht Macht allein war es, die sie schuf, sondern auch die Weisheit und zwar die Weisheit eines obersten, eines göttlichen Gesetzgebers.

Gott hat eine sittliche Weltordnung aufgestellt, ethische Weltgesetze gegeben. Jeder weise Gesetzgeber wird aber für die Aufrechterhaltung seiner Gesetze sorgen, und dies geschieht durch die sanctio legis, d. h. durch den Schutz, den er dem Gesetze sichert, durch die Strafe, die er auf die Uebertretung desselben setzt. Je gerechter, je weiser und besser aber ein Gesetzgeber ist und je stärker sein Wille für die Beobachtung der Gesetze, umso stärker die Sanktion. Was für eine Strafe aber wäre mächtig genug, den Menschen vom Bösen zurückzuhalten, mitten im Kampf und Sturm der Leidenschaften ihn zu jeder Zeit zurückzuschrecken? —

Wohl nur die Hölle, die Hölle mit all ihren Schrecken, wie auch das zivile Gesetz für gewisse Verbrechen nur die Todesstrafe als wirklich volle Sanktion hinstellen kann.

Wenn Gott also wollte, daß seine ethische Weltordnung beobachtet werde, so mußte er genügende Sanktionen aufstellen. Eine andere, höhere stärkere Sanktion aber als die Hölle gibt es nicht, und darum mußte er die Hölle schaffen, und deshalb eben heißt es la somma Sapienza.

E il primo Amore.

Das ist wohl das Wort, das man hier am wenigsten erwartet, deßhalb weil man ja gerade aus der Liebe Gottes eine Objektion zu machen schon im Begriffe war, ein Wort darum, das einem auf den ersten Blick ganz unbegreiflich vorkommt.

Und doch liegt gerade in diesem Wort der tiefste Grund für die Existenz einer so furchtbaren Hölle.

Das hat Lacordaire in ganz einziger, schlagender, psychologisch meisterhafter Art in seiner 72me conférence de Nôtre-Dame bewiesen und beleuchtet:

« Dante a mis sur la porte de son enfer: Vous qui entrez, laissez l'espérance. C'est l'éternel justice, qui m'a fait et le premier amour. Si ce n'était que la justice qui eût creusé l'abîme, il y aurait du remède, mais c'est l'amour aussi . . . Voilà ce qui ôte toute espérance. Quand on est condamné par la justice, on peut recourir à l'amour, mais quand on est condamné par l'amour, à qui recourra-t-on? Tel est le sort des damnés.

L'amour qui a donné son sang pour eux, cet amour-là même, c'est celui qui les maudit . . . Eh quoi! Un Dieu sera mort pour vous sur une croix; et après cela vous pensez qu'il vous sera permis de blasphémer et de rire et d'aller sans crainte aux noces de toute vos voluptés! Oh non! détrompez-vous!

L'amour n'est pas un jeu; on n'est pas impunément aimé par un Dieu; on n'est pas impunément aimé jusqu'au gibet.

Ce n'est pas la justice qui est sans miséricorde, c'est l'amour. L'amour nous l'avons trop éprouvé, c'est la vie ou la mort, et s'il s'agit de l'amour d'un Dieu, c'est l'éternelle vie ou l'éternelle mort. »

Da nach der Theologie die opera ad extra totius sunt Trinitatis, so kann man unter divina Potestate auch Gott den Vater, unter Sapienza auch den Sohn und unter primo Amore auch den hl. Geist verstehen. Und es werden sich auch so ähnliche interessante Gedanken und Schlußfolgerungen ergeben; besonders wird in bezug auf das Letztere das Wort der Heiligen Schrift Anwendung und Licht erhalten: Qui autem peccaverit in Spiritum Sanctum, non remittetur ei neque in hoc saeculo nec in futuro. Von der Liebe verdammt, gibt es keine Nachlassung weder in dieser

noch in jener Welt. Was bleibt da anderes als wieder ewige Strafe und Qual, die Hölle?

Und darum nochmals als gewaltiger letzter Schlußstein, als unabänderlicher Punkt unter die ganze Höllleninschrift: ed io eterno duro, eine Ewigkeit voll Schmerz, eine Ewigkeit der Qual — ein entsetzlicher Gedanke!

Während dem Glücklichen, dem Seligen Zeit und Stunden schwinden und ungefühlt verrinnen, hat der Leidende stets das quälende Bewußtsein der Zeit und ihrer endlosen Wiederkehr, und nichts wartet seiner als Verzweiflung; denn da gibt es kein Entrinnen mehr: Deshalb das grauenvolle:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!

Das ist die furchtbare, die weltberühmte Inschrift über dem Höllentor in Dantes Divina Commedia.

Sie macht auch auf Dante einen ungeheuren Eindruck. Er liest sie und — sofort reagieren seine Sinne und reagiert sein Geist und bäumt sich gewissermaßen gegen diese entsetzliche, unabänderliche, ewige Tatsache auf.

Perch'io: Maestro, il senso lor m'è duro.

Dante stellt ja die bloß menschliche Vernunft dar, und dieser allein wird in der Tat diese Höllleninschrift immer schwer und hart — denn beides bedeutet duro — vorkommen.

Und wieder erwachen in ihm schmerzliche Gedanken und wieder regen sich die Zweifel und Befürchtungen, ob er denn die Reise, gegen die er sich schon vorher in scharfsinniger Dialektik gewehrt, auch wirklich unternehmen dürfe. Vergil, sein Lehrer und Führer, hatte ihn damals in psychologisch und pädagogisch meisterhafter Weise beruhigt und in ihm Mut und Vertrauen und Entschlossenheit geweckt. Aber jetzt, unmittelbar vor der Tat selbst, im Angesicht der drohenden, furchtbaren Gefahr, sinkt der Mut aufs neue und kehren die alten Zweifel und Aengste zurück — eine Erscheinung, die überall im Leben vorkommt, die man aber gerade im Unterricht und in der Erziehung nie aus dem Auge lassen darf.

Da heißt es, die Geduld nicht reißen lassen vielmehr sich trösten mit der Erwägung, daß schon das viel wert ist, wenn der Schüler auch nur sein Unvermögen, seine Zweifel und Befürchtungen sofort kundtut. Das ist ja schon eine kostbare Frucht aus der ruhigen, gütigen und doch exakten Methode des Lehrers: dieses Vertrauen. Man soll es hüten und darauf antworten, ruhig, aber auch bestimmt und entschieden, je nachdem der Fall liegt, wie hier auch Vergil die Bedenken, die er Dante ja bereits im vorhergehenden Canto widerlegt und ausgeredet hatte, nun einfach kurz in zwei markanten Sätzen niederschlägt, um erst dann ruhig zu erklären, was ihrer nun warte.

Qui si convien lasciar ogni sospetto. Ogni viltà convien che qui sia morta. Mit andern Worten: Was zagst du jetzt schon wieder? Hier heißt es nun einmal die Furcht ablegen. Hab' ich dir denn nicht schon gesagt, daß die Reise notwendig sei? Bist du nicht schon einmal aus der Gefahr gerettet worden? Und ist dir nicht auch fernerhin himmlischer Schutz verheißen? Dieses Zagen wird dich nirgendwohin bringen.

Jetzt heißt es einmal, alle Kraft und allen Mut zusammennehmen. Rechne jetzt mit den Realtäten und steigere deine Furcht nicht zu Schreckgebilden, die du dir von deiner Phantasie aus diesen Worten der Inschrift vormalen lässest.

Dann sagt Vergil seinem Schützling nochmals kurz, was sie nun sehen werden, um ihn nicht zu überraschen, sondern entsprechend vorzubereiten:

Noi siam venuti al luogo ov'io t'ho detto.
Che tu vedrai le genti dolorose.
Ch'ánno perduto il ben dello intelletto.

Damit zeichnet ihm Vergil mit einem Strich sozusagen, zuerst im allgemeinen das Wesen und die Qual aller Verdammten.

Ch'ánno perduto il ben dello intelletto. Das ist die poena damni. Denn das ben dello intelletto, das Gut des Geistes, bonum intellectus, ist wie die Philosophie sagt, die Wahrheit — verum. Die höchste Wahrheit aber, die allein den Geist voll und ganz befriedigt und beseligt, ist Gott, der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Beides haben die Verdammten verloren. — Erst haben sie die Wahrheit verloren, indem sie gleißnerischem Gaukelspiel der Sinne, den Täuschungen des bösen Feindes, der Blindheit der Leidenschaften, den Sophismen der eigenen Einsicht folgten, und dann verloren sie Gott, die ewige Wahrheit. Da aber nach der Lehre der Philosophie jede Fakultät des Menschen, Geist und Wille vorab, unruhig ist, bis sie ruht in ihrem Objekt, und da nach den Worten des hl. Augustin besonders unser Herz unruhig ist, bis es ruht in Gott, so haben wir hier zugleich auch die Strafe für die Sünde, und das ist eben diese Unruhe, diese ewige Unrast aller Verdammten. Und darin finden wir zugleich schon das große Gesetz der Hölle angedeutet: in quo quis peccaverit, in eo punietur.

Daneben hebt er den Mut und die Zuversicht des Schülers auf andere Weise:

E poi che la sua mano alla mia pose
Con lieto volto, ond'io mi confortai,
Mi mise dentro alle segrete cose.

Langes Disputieren nützt nichts mehr. Die Tat und das Beispiel müssen jetzt wirken. Deshalb nimmt er Dantes Hand in die seinige, und mit so frohem, sicherm Antlitz, daß sofort des Zagenden Miene sich erhellt, führt er ihn hinein in die geheimen, dem Menschen sonst verhüllten, schreckenumwehten Dinge.

Es sind drei prächtige pädagogische Verse, ein Bild zum Malen und zum Auswendiglernen für den Lehrer. In Wahrheit, wie der Italiener so treffend sagt, eine frase scultoria — ein Satz und ein Bild, wie in Marmor gemeißelt, klassisch einfach und plastisch, wie der Lehrer da nun wirklich im Augenblick der Gefahr und des entscheidenden Schrittes aus seiner sonst mit dem Gefühl — wie es ja sein soll — eher zurückhaltenden Ruhe heraustritt und gleich einem Vater oder einer Mutter den Schüler wie ein vor einer Operation zagendes Kind an der Hand faßt und mit so frohem Antlitz, con lieto volto — mag er in seinem eignen Innern vielleicht auch seine Angst und seine Bedenken haben —, als wäre es eine Kleinigkeit, ihn hineinführt in die dunkle Nacht des Grauens.

Das soll und muß der Lehrer verstehen, sich den Umständen anzupassen, bald ernst, bald heiter, bald kurz angebunden, bald freundlich besorgt und voll Interesse — selbstverständlich all das nie aus Laune und Stimung, aus bloßer Zuneigung oder Abneigung, sondern aus heiligem pädogoischem Fühlen, — gewöhnlich eher etwas zurückhaltend als allzu vertraut, aber wenn die Stunde und der Augenblick es heischen, doch auch frisch und kühn und begeistert.

Wie viel Wert hat gerade so ein frisches, frohes Antlitz in der Schule, vor dem alle Schwierigkeiten wie Schnee an der Sonne zu zerrinnen scheinen. Wie erfüllt das den Schüler mit Mut und Zuversicht, mit Freude und Begeisterung und reißt ihn mit, fast ohne daß er es merkt und sich darauf besinnen kann. Wohl stellt das an den Lehrer oft fast heroische Anforderungen und kostet stete Selbstüberwindung, aber das große, herrliche Ziel verlangt es, und der Erfolg lohnt und krönt es tausendfach.

Das sind einige zwanglose Gedanken zur Hölleninschrift und dem sich daran anschließenden und dazu gehörigen Dialog mit seinen leisen pädagogischen Winken. Die Hölleninschrift ist und bleibt wie kaum etwas in ihrer ungeheuren, lapidaren Plastik ein unvergängliches, ragendes Denkmal von Dantes Riesengeist und sprachschöpferischer Kraft, die ein so ungeheures Problem in wenige Verse zwängt und meisterhaft löst und es den Jahrhunderten kündet, sodaß der Mensch immer wieder aufhorcht und daraus lernt. Und so wird Dante zum gewaltigen Prediger aller Zeiten und seine Divina Commedia zur erschütternden Mission.

Zunftstube

Walburg, die Sibylle. Im „Amtlichen Berichte aus den k. Kunstsammlungen" in Berlin (38. Jahrgang, Nr. 12, September 1917) veröffentlichte W. Schubart eine höchst interessante Inschrift aus der Papyrussammlung, nämlich ein griechisches Ostrakon (Scherbe) aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert, das mit vielen anderen ähnlichen Stücken an der Südgrenze Aegyptens, auf der Insel Elephantine gegenüber Assuan gefunden wurde. Die Scherbe hat uns in zwei Gruppen die Namen der Adjutanten und der Dienerschaft eines römischen Statthalters in Aegypten erhalten. In der Reihe der letzteren erscheint auch der höchst interessante Name der „Baluburg, der Senonin, der Sibylle". Wenn wir diesen Namen „Walburg" ins Auge fassen und annehmen, der Schreiber habe sich geirrt, indem er „Senonin" statt „Semnonin" geschrieben habe, hätten wir hier die urkundlich beglaubigte Tatsache vor uns, daß der römische Kommandant unter seinem weiblichen Hofstaat auch eine Wahrsagerin germanischen Ursprungs gehabt hat. Die Phantasie kann uns ausmalen, auf welche Weise diese Germanin in die Hände des römischen Statthalters nach Aegypten verschlagen worden ist. Es ist ja allbekannt, daß die Germanen zur Zeit der ersten römischen Kaiser und auch noch später den Frauen die göttliche Gabe der Weissagung zuschrieben; man braucht in dieser Hinsicht nur an die Velleda zu erinnern oder die Stelle aus Cäsars Kommentarien zum gallischen Krieg heranzuziehen, in welcher erzählt wird, daß Arioviſt vom Beginn des Kampfes abgesehen habe, weil die „matres familiae" durch Wahrsagerei erklärt hätten, der Kampf dürfe vor Beginn des Neumondes nicht erfolgen. Das vorliegende Ostrakon ist nicht der einzige Beweis für das Vorhandensein von Germanen im fernen Aegypten; immerhin ist es doch ein seltenes und beachtenswertes Vorkommnis, das uns wieder beweist, wie „international" das römische Reich war. Der in griechischen Lettern erwähnte Name Walburg im Zusammenhang mit römischen Militärchargen am obern Nil — das ist schon etwas Apartes! F. A. H.

Woher die Linksläufigkeit der semitischen Schrift? Schon seit Jahren schloß man aus der Vokallosigkeit der semitischen Schrift auf ihren ägyptischen Ursprung; desgleichen aus ihrer Linksläufigkeit. Da aber erhob sich die Frage wieder: Woher die Linksläufigkeit der ägyptischen Schrift?

H. von Recklinghausen beantwortet diese Frage (Zeitschrift für ägyptische Sprache 63, Seite 33) folgendermaßen: Wie es für Pinsel und Feder natürlich ist, von links nach rechts gezogen zu werden, so ist es für Hammer und Meißel natürlich, von rechts nach links zu schlagen und zu fahren.

Nun aber ward die ägyptische Schrift ursprünglich mit dem Meißel auf Felsgrund eingegraben. Damit ist ihre Linksläufigkeit gegeben.

v. Recklinghausen macht darauf aufmerksam, daß nicht selten auch der Steinmetz von heute seine vorgezeichneten Inschriftzeilen von hinten her meißelt.

Daß der Aegypter, auch als er anfing mit dem Pinsel auf Papier zu schreiben und dabei jedes Zeichen von links nach rechts malte, doch bei der Linksläufigkeit blieb, und daß die ihn nachahmenden Semiten auch dabei blieben, ist aus dem morgenländischen Beharrungsvermögen zu erklären.

Erst die Griechen gingen über die bustrophedisch wechselnde Schriftrichtung zur ständigen Rechtsläufigkeit über und vererbten diese ihren Kulturkolonien. F. A. H.

Revolution im Buch. In England ist ein Kampf ausgebrochen, der von beiden Seiten mit größter Heftigkeit geführt wird, da er an einer der ältesten und geheiligtsten Traditionen des Buchhandels rührt. Und zwar verlangt die eine Partei nicht mehr und nicht weniger, als daß von nun ab in der Seitennumerierung eines Buches die letzte Seite die erste werden soll. Ihre Argumentation für diesen Umsturz ist folgende: Was hat ein Leser davon, wenn er weiß, daß er z. B. 96 Seiten in einem Buche gelesen hat? Diese Feststellung ist ihm vollkommen gleichgültig. Aber was ihn im Gegenteil hauptsächlich interessiert, ist, wieviel Seiten ihm noch zu lesen bleiben. Eine Frage, die in der Praxis täglich gestellt wird. Um sie sich beantworten zu können, muß der Leser zuerst die Seitenzahl des ganzen Buches feststellen — nehmen wir z. B. 1214 Seiten an — dann ein schwieriges Rechenexempel lösen, indem er die schon gelesenen Seiten, z. B. 376, von diesen 1214 abzieht. Dieses Exempel wiederholt sich bei der Lektüre eines Buches meistens mehreremal. Und mit welchem Recht, sagen nun die Verfechter der neuen Methode, kann man das heute von einem zahlenden Menschen verlangen? Nein, das ist unmöglich! Ist das nicht eine gesunde Logik? . . . Aber wird diese Logik — sie ist nebenbei alttestamentarischen Ursprungs — gegen eine alte Gewohnheit aufkommen?

F. A. H.

Das Glücksglas.

Unter diesem Titel behandelt Anton Schott in einem Romane das Motiv, daß an einem bestimmten Glas das Glück einer Sippe hänge; breche das Glas, so werde diese am innersten Lebensnerv getroffen.

Uhland benutzt dasselbe Motiv in seinem Gedichte: Das Glück von Edenhall.

Mit demselben Motiv hängt die Furcht zusammen, bei einem Hochzeitsmahle ein Glas zu zerbrechen Wenigstens vor etlichen Jahren noch. Heute sagen sich die Teilnehmer gerne: Scherben bedeuten Glück. Diese Umkehr der Deutung ist abergläubischer Selbsttrug, wie die frühere Furcht natürlich ebenso Aberglauben war. Scherben *können* nicht Glück bedeuten.

Immerhin hängt diese Umkehrung mit einer andern Verwendung des Motivs zusammen, die etwa in Studentenkreisen üblich ist. Um das Pereat sinnbildkräftig zu gestalten, werden die Gläser mit tapferem Schwunge in eine Ecke auf einen Haufen zusammen in Scherben geworfen: So wie wir diese Gläser in Scherben schlagen, so mag das Glück der Feinde zersplittern. So bedeuten die Scherben dann „Sieg".

Dieses In-Scherben-schlagen eines Topfes findet sich auch in altägyptischen Ritualien, wie neueste Untersuchungen dartun. Der Zweck des Zerschlagens wird zwar mit „die Feinde schrecken" gedeutet. Doch liegt in diesem Schrecken jedenfalls absichtlich auch die Folge des Schreckens enthalten, entweder die Flucht oder der Untergang der Feinde, denn letzteres ist doch wohl sicher der Sinn des Symbols.

Wenn wirklich bloß an ein Erschrecken der Feinde gedacht wäre, möchte man an Gedeons listigen Angriff auf das Ammoniterheer erinnern. Dabei gab Gedeon seinen hundert Auserlesenen jedem einen leeren Krug in die Hand und befahl, diese mit lautem Getöse unmittelbar vor dem nächtlichen Lager der Feinde zu zerschmettern, um diese zu schrecken. Richter 7, 19.

Die Feinde schrecken hat aber nach hebr. Sprachweise auch den Sinn von verwirren, in die Flucht jagen, auseinander jagen, und das möchte am besten zum sinnbildlichen Ritus des Topfzerschlagens passen: durch das Zerschlagen wird eine starke Einheit in eine ohnmächtige Vielheit zerschmettert. Auf jeden Fall ist das Zerschlagen eines Topfes ein passendes Teilstück in einem Aechtungsritus.

In der Bibel ist das Topfzerschlagen ein beliebtes Bild für Vernichten der Feinde. Ich erinnere bloß an Psalm 2, 9:

Mit eisernem Szepter jage sie,
wie irdene Töpfe zerschlage sie.

Gewiß werden die Propheten dieses Bild auch in symbolischer Handlung nicht selten sinnlich wahrnehmbar vollzogen haben. Und wenn im Qohelet das Sterben mit dem Reißen eines silbernen Strikkes, mit dem Bersten einer goldenen Schale und Zerschellen eines Brunneneimers verglichen wird, so ist das jedenfalls das Weiterspinnen und Weiterdeuten des alten Bildes, das den Menschen als Töpferware darstellt. Bei Jeremias ist dieses Bild beliebt. Aus Aegypten ist ein Bild bekannt, auf dem der Gott Chnum als Töpfer gezeichnet wird, wie er auf der Töpferscheibe ein Menschlein bildet. Letzten Endes führt das Bild auf den Schöpfungsbericht zurück, nach dem Gott den Menschen aus dem Lehm der Erde bildete. Auch die Babylonier kannten das. So kniff die Göttin Aruru Lehm aus dem Boden und bildete daraus den Waldmenschen Enkidu, wie das Gilgamesch-Epos erzählt. Auffallend dagegen ist, daß die Babylonier, wie mir scheint, das Topfzerschlagen als Aechtungsritus nicht kennen. Häufig findet sich dagegen das Zerschlagen eines Bildnisses des Feindes als Begleithandlung zum Fluchtext. Das Verbrennen eines Bildnisses ist noch häufiger zu belegen. Oder es wird z. B. eine Zwiebel ins Feuer geworfen und dazu gesprochen: Wie diese Zwiebel verbrennt und nicht mehr sein wird, so soll der Feind verbrannt werden und nicht mehr sein.

Gleichläufe menschlichen Denkens zu allen Zeiten! F. A. H.

Bücherecke

Toth, Tihamér, Bildung des jungen Menschen. Nach dem ungarischen Original besorgt von Nikolaus Einzig und L. Doxie. 170 S. Freiburg, Herder, 1927.

Das gediegene, für Schüler der mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmte Büchlein kann warm empfohlen werden. Ein Kenner der jugendlichen Seele spricht darin vom Umgang des Jungen mit seiner Umgebung, von Gesundheits- und Körperpflege (u. a. sehr vernünftiges Urteil über Fußball), Studium und Lektüre, Berufswahl. Die Gedanken werden in kleinen Kapitelchen und frischer Form geboten, und über allem schwebt beherrschend und doch nicht aufdringlich die religiöse Weihe. P. L. H.

Weber P. Aloys O. M. J. Dein Meisterstück. Ein Büchlein über Charakterbildung für junge Leute. 222 S. Ferd. Schöningh, 1927.

Verfasser wendet sich an die männliche Jugend im allgemeinen, der er den Weg zum Meisterstück eines fertigen Charakters weisen will. Es werden zuerst die Vorfragen (Begriff, Ziel, Möglichkeit und Notwendigkeit) der Charakterbildung besprochen, dann werden Mittel und Wege dazu gezeigt (Grundsätzlichkeit, Willensschulung, Selbstkenntnis, Arbeit usw.), endlich kommen die „Teilziele der Charakterbildung" zur Darstellung (Energie, Stetigkeit, Klugheit, Selbständigkeit usw.). Gedanken und Worte sind von warmer Seelsorgerliebe diktiert und werden von Jungen, die den Hauptwert eines Buches nicht im „modernen" Stil, sondern in praktischen, guten Gedanken sehen, verstanden und beherzigt werden. P. L. H.

Panis Eucharisticus indigne tractatus. Ein deutsches Barockspiel aus dem Jahre 1621 von P. Marianus Rot. Mit einer Einleitung über das Barocktheater, herausgegeben von Dr. J. H. Heß. (Schriften zur deutschen Literatur, für die Görresgesellschaft herausgegeben von Günther Müller. Band 6.) 60 S. Augsburg, Benno Filser, 1927.

Mit Recht hat die neuere Literaturgeschichte auf die große Bedeutung der Barockdichtung innerhalb der Entwicklung des deutschen Schrifttums immer eindringlicher hingewiesen. Die lange Vernachlässigung dieser interessanten und eigenartigen literarischen Form sollte einer gerechten Würdigung weichen. Die notwendige Voraussetzung zu einer Umwertung unserer landläufigen Begriffe von der literarischen Arbeit des siebzehnten Jahrhunderts aber ist die Herausgabe von Texten. Alle Lobreden über den Wert der Barockdichtung bleiben unfruchtbar, so lange nicht eine Anzahl solcher Dichtungen einem weiteren Publikum zugänglich gemacht sind. Einen Beitrag dazu liefert vorliegende Publikation, die ein kleines, geistliches Spiel von P. Marianus Rot der Oeffentlichkeit übergibt und dadurch einen Einblick gewähren möchte in das Schaffen des Dichters und seiner Zeit. Wir möchten besonders die Lehrer der Literaturkunde an unseren höheren Lehranstalten, welche die Behandlung der Barockdichtung im Unterricht durch die Lektüre eines kleinen Stückes zu vertiefen wünschen, auf dieses Spiel aufmerksam machen. Den Inhalt der Dichtung bildet die Geschichte von der blutenden Hostie in Breslau. Der Herausgeber schickt dem Text eine Einführung in das Wesen und die Geschichte der Barockliteratur voraus.

P. L. H.

Die betende Kirche. Ein liturgisches Volksbuch, herausgegeben von der Abtei Maria-Laach. Zweite Bearbeitung. Berlin, St. Augustinus-Verlag, 1927. XIV u. 616 S.

Daß von dem groß angelegten liturgischen Volksbuch der Laacher Mönche bereits eine zweite Auflage nötig wurde, ist ein Beweis sowohl für die Gediegenheit des Buches als auch für den Anklang, den die liturgische Idee in weiten Kreisen findet. Ein Hauptunterschied der zweiten gegenüber der ersten Auflage besteht in einer größeren Volkstümlichkeit, wenn auch das Buch jetzt noch nicht populär im landläufigen Sinne des Wortes genannt werden kann und will. Die Gesamtheit der Aufsätze bietet eine Erklärung des Gottesdienstes, wie er heute dem Gläubigen in der Pfarrkirche entgegentritt; rein wissenschaftliche Ausführungen, die mit der heute lebendigen Liturgie nicht in Zusammenhang stehen, sind fallen gelassen worden; die zahlreichen Anmerkungen im Anhang der ersten Auflage sind im Text verarbeitet, aber trotz der Beschränkung des wissenschaftlichen Apparates stehen die Ausführungen auf dem Fundament der neuesten liturgiewissenschaftlichen Arbeiten. Das Buch zerfällt in die Kapitel: Die heilige Kirche, das Priestertum der heiligen Kirche, das heilige Opfer der Kirche, der heilige Tag der Kirche, das heilige Jahr der Kirche, der heilige Gesang der Kirche (der Ausdruck „christkatholisch" ist wenigstens in der Schweiz mißverständlich), die Weihe der christlichen Lebensstände durch die Kirche (sehr schöne Gedanken über Ehe und Elternschaft im Lichte der Liturgie), der Kirche Segen im täglichen Leben, der Kirche Segen im Sterben. Die Uebersicht zeigt, wie die Idee von der Kirche und ihrer Stellung zum Leben des Christen alle Gedankengänge leitet und beherrscht und so dem Buche eine schöne Linie gibt. Die gegenüber der ersten Auflage wesentlich vermehrte Illustration des Buches ist in 48 prächtigen Tafeln als Anhang beigegeben.

P. L. H.

Gib acht, daß deinem Mund kein ungewägtes Wort entfällt. (Eur. Hipp. 100.)

Wenn erst ein Laster Edeln wohlgefällt, dann dünkt's Unedeln bald kein Laster mehr zu sein.
(Eur. Hipp. 411 f.)

14. Jahrgang Nr. 4 28. Juni 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Ein katholischer Psychanalytiker — Einfluß des Christentums auf den deutschen Volksglauben — Bücherecke

Ein katholischer Psychanalytiker

Von Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

Die Psychanalyse oder Seelenaufschließung ist nichts neues mehr. Neuer und überraschender ist sicher jedem, der bereits einige Kenntnis vom bisherigen Verlauf der Dinge hatte, der Versuch, dieses Reis der neueren Heil- und Seelenkunde auf den Stamm der katholischen Weltanschauung zu pfropfen.

Denn bekanntlich wurde das seelenaufschließende Heilverfahren in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Wien ausgebildet. Die Wiener Aerzteschule war aber gerade in jener Zeit weltanschaulich eine eigentliche Hochburg des Materialismus. Es war daher kaum anders möglich, als daß das materialistische Denken, die Methoden und Gesetze des stofflichen Geschehens bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich zum vorneherein auch hier im Studium des seelischen Geschehens angewendet wurden.

Die Psychanalyse wollte zwar scharfe Front machen gegen den Materialismus, wie er sich in der früheren Experimentalpsychologie mit ihren körperlichen Messungen usw. ausgewirkt hatte. Allein, wie Professor Allers in der „Schweizerischen Rundschau“ (Jahrgang 28, S. 128 ff.) mit Recht betont, ist die Psychanalyse mit ihren eigenen Methoden und Anschauungen dem gleichen Materialismus, bloß in etwas veränderter Form, selbst wieder verfallen.

Auch der erste und wohl bedeutendste Ableger der Wiener Schule, die Zürcher Gruppe um die Nervenärzte Bleuler und Jung, übernahm und behielt das Wesentliche der Wiener Methoden und Anschauungen. Dabei müssen wir allerdings beachten, daß bei den Psychanalytikern nach dem eigenen Geständnis ihres Gründers und Hauptes alles erst auf dem Wege ist, ständig mehr oder weniger sich ändert, ergänzt und vervollkommnet. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn die Auffassungen der verschiedenen Psychanalytiker in Einzelheiten auseinander gehen.

Allen gemeinsam ist jedoch vorerst die starke Betonung des Unbewußten im menschlichen Seelenleben und der großen Rolle, die das Unbewußte stets auch im bewußten Leben spielt. Hier im Unter- oder Unbewußten soll die Ursache aller in die Kategorie der Seelenleiden, der Zwischenstufe zwischen dem Zustande der seelischen Gesundheit und der eigentlichen Geisteskrankheit gehörigen Erscheinungen, liegen.

Der Störenfried, der sich vom Unterbewußtsein her bemerkbar macht, ist ein Ereignis, genauer ein Erlebnis des früheren Lebens, angeblich vielfach des Kindesalters, mit dem man nie recht fertig geworden ist, das man seelisch nie „verdauen“ konnte und daher bloß gewaltsam aus der bewußten Erinnerung „verdrängt“ hat. Weil dieses Erlebnis nicht in seiner wahren Gestalt im Bewußtsein auftauchen kann wegen der im Abscheu und in der Furcht entgegenstehenden seelischen Hemmungen, verwandelt es sich in Symptome oder Krankheitszeichen, die vom Kranken nicht in ihrem wahren Sinne erfaßt werden, sodaß das verdrängte Erlebnis jetzt unerkannt die Schwelle des Bewußtseins passieren kann.

Das seelenaufschließende Verfahren will nun, an diesen Symptomen (eigentümlichen Gewohnheiten, sinnlosen Handlungen, Versprechen usw.) anknüpfend, ins Unbewußte vordringen, der hier vorliegenden Störungen in ihrer wahren Gestalt habhaft werden und sie beseitigen. Um von den Symptomen wieder auf die wahren, ursprünglichen, dem Gedächtnis unerreichbaren Erlebnisse zurückzukommen, bedient man sich einer in freier Aussprache zu gewinnenden, möglichst vollständi-

gen Kenntnis des Vorlebens, sowie insbesondere auch der Träume, die der Patient hat und in denen angeblich das Unbewußte sich freier und wahrer geben kann. So sucht man gleichsam den Schlüssel zur Geheimschrift der Symptome. Hat man endlich das verdrängte Erlebnis, so gilt es, sich damit in richtiger, befriedigender Form auseinander zu setzen, sich seelisch damit abzufinden, so daß es dann nicht mehr als unerledigt sich störend bemerkbar macht.

Allen Psychanalytikern eigen ist dabei die Ueberzeugung von der gewaltigen Rolle, die der Geschlechtstrieb und das Liebesleben (im weitesten Sinne des Wortes) im Menschen, und zwar schon im Kinde, in diesem freilich noch meist unbewußt, spielen. Daher der Vorwurf des Pansexualismus, gegen den sich freilich Freud verwahrt.

Im Zusammenhang damit wird auch dem sogenannten „Elternbild", d. h. der Erinnerung, die das Kind von seinen Eltern in der Seele trägt, große Bedeutung beigelegt und dabei schon im Verhältnis des Kindes zu den Eltern das geschlechtliche Moment gefunden, insofern der Knabe im Vater seinen Nebenbuhler im Besitz der Mutter erblickt.

Wie es heute jeder einigermaßen originellen Heilmethode, sobald sie einige Erfolge verkünden kann, zu gehen pflegt, — man erinnere sich an die Coué-Schwärmerei — so wurde bald auch die Psychanalyse zu einer Sensation und damit zum Schlüssel aller gelösten und ungelösten Rätsel in Geschichte und Gegenwart, zur Theorie, die alles deuten kann. Gefährlich, direkt verhängnisvoll war dabei, daß man, vom Krankhaften und damit Abnormalen herkommend, sich des Unterschiedes zwischen diesem und dem Normalen zu wenig bewußt war. Mag man meinetwegen den Unterschied zwischen gesund und krank auch nur einen graduellen und fließenden nennen, wie es die Psychanalyse und viele Vertreter der Medizin überhaupt tun, und mag man auch zugeben, daß im gesunden und kranken Geschehen die gleichen Gesetze maßgebend sich auswirken, der Unterschied bleibt bestehen, die Auswirkung der gleichen Gesetze auf der anderen Unterlage bleibt eine andere.

Nachdem man daher schon im Gebiete des kranken Seelenlebens die Rolle des Triebhaften und insbesondere des Geschlechtlichen offensichtlich übertrieben hatte, mußte diese Uebertreibung beim Uebergang zur psychanalytischen Deutung des normalen und gesunden Lebens und seiner Erscheinungen noch bedeutend größer werden. So bildet nach Freud die libidinöse Elternbeziehung, wenn sie als krankhafter Infantilismus sich erhält, „den Keim, aus dem sich alle Religionen gebildet haben". Am ausgesprochensten gilt das natürlich von der christlichen Religion mit ihrem Gottvaterkult und ihrer Gotteskindschaft der Menschen. Wie es dann der Mystik mit ihrem Brautverhältnis bei solcher Deutung gehen werde, ist leicht zu erraten. Daher müssen wir uns auch nicht wundern, wenn die Zeiten, in denen wir von einer Hochblüte der christlichen Religion, von einer Durchdringung der ganzen Kultur und des ganzen Lebens durch das Christentum reden, samt und sonders als große Krankheiten abgetan werden. So ist z. B. das Mittelalter die „große Hysterie" und ist die Menschheit jener Zeiten von der Kirche im infantilen Zustand gehalten worden, bis der mutige Luther als großer Psychanalytiker sie von der Angstneurose zu lösen suchte, leider aber am Gottesbegriff festhielt, während das Trienter Konzil der katholischen Kirche aufs neue pathologische Züge einfügte (nach Bopp in Religion und Seelenleiden I. 205 f., Düsseldorf, Schwann).

Pastor Pfister in Zürich, der seit beiläufig 20 Jahren sich bemüht, das psychanalytische Verfahren in Seelsorge und Erziehung anzuwenden, macht zwar insofern eine Ausnahme, als er für die Person Christi eine große Hochachtung bewahrt hat. Er erblickt in ihm den ersten und einen wahrhaft genialen Psychanalytiker. Dann aber deutet er das ganze Heilandswirken rein naturalistisch und psychanalytisch, hat so begreiflicherweise für spezifisch Katholisches nicht viel Sympathie und verwahrt sich energisch gegen die Behauptung, die Beichte biete schon lange, was die Psychanalyse verspreche.

Bei dieser Sachlage werden wir daher begreifen, daß katholische Kreise bisher in vorwiegend, ja völlig ablehnendem Sinne zur Psychanalyse Stellung nahmen, umso mehr, als, abgesehen von allen weltanschaulichen Gegensätzen und Schiefheiten, die Psychanalyse auch rein als Deutungsversuch und Heilverfahren bei Seelenleiden noch sehr umstritten ist. Bei der zünftigen Medizin, insbesondere im Deutschen Reiche, konnte sie bisher sozusagen keinen Anklang finden. Auch Psychologen, Pädagogen usw. der verschiedensten Weltanschauungen sind zum mindesten sehr zurückhaltend, wenn nicht ablehnend, und weisen vor allem hin auf Mißerfolge und Mißgriffe, sowie auf das noch völlig Unabgeklärte und Willkürliche der ganzen Methode.

Umso überraschender kommt es daher auf den ersten Blick dem Beobachter, einem Psychanalytiker zu begegnen, der allen Ernstes katholischer Psychanalytiker sein will, dem Dr. med. Rhaban Liertz auf Bad Homberg. Wenn Liertz katholischer Psychanalytiker genannt wird, so sind beide Worte gleichmäßig zu betonen, weil er beides denkend und liebend erfaßt. Er ist treuer, dankbarer Schüler Freuds; aber anderseits ist ihm der Katholizismus nicht etwa nur ein äußeres Dekorationsstück oder ein geistig unverdauter Rest religiöser Formeln und Gewohnheiten, die ihm, zum

Fremdkörper geworden, aus den Jugendjahren noch anhaften, sondern vielmehr der Sauerteig, der seinen ganzen Geist durchdringen und damit seine Weltanschauung bestimmen und einheitlich prägen soll: „Wir folgen, um ein Wort Augustins in Bezug auf Plato zu gebrauchen, Freud, soweit es der Glaube, d. h. unsere Weltschau zuläßt" (Seelenaufschließung, Paderborn, Schöningh. 1926., S. 4). Diese Weltschau umfaßt bei Liertz nicht bloß die eigentliche katholische Glaubenslehre, sondern auch die Grundlinien der aristotelisch-scholastischen Philosophie, insbesondere der Psychologie, für die er überraschend viel Verständnis und Interesse an den Tag legt.

Liertz hat seine Auffassung und die Früchte seines seelenaufschließenden Schaffens schon in wiederholten Publikationen niedergelegt. Ich erinnere neben der schon erwähnten „Seelenaufschließung" an „Erziehung und Seelsorge, ihr Gewinn aus seelenaufschließender Forschung", „Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens", „Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen", sowie an den umfangreichen neuesten Band „Psychoneurosen" (alle erschienen im Verlag Kösel-Pustet, München). Im Folgenden ist neben den „Psychoneurosen" und „Erziehung und Seelsorge" vorwiegend die „Seelenaufschließung" berücksichtigt, weil diese Schrift als Wiedergabe der Gastvorlesungen des Verfassers an der Benediktineruniversität Salzburg eine knappe Einführung und Uebersicht bietet.

Will Liertz wirklich als denkender Katholik sich zur Seelenaufschließung bekennen, so muß er sie rein als Heilverfahren nehmen und von dem weltanschaulichen Mutterboden, auf dem sie gewachsen war, loslösen. Darin gerade liegt die Eigenart von Liertz. Mag er weltanschaulich eins sein mit vielen Katholiken, die in ablehnendem Sinne zur Seelenaufschließung Stellung nehmen, so will er eben nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, nicht aus weltanschaulichen Gründen das Heilverfahren zum vorneherein ablehnen. „Wenn uns vorgeworfen wird, es sei unverständlich, wie wir zu einem Juden in die Schule gingen, so bedarf eigentlich der unsachliche Einwurf keiner Berücksichtigung. Er soll aber doch beantwortet werden mit dem Hinweis, daß die sich mit der Freud'schen Forschung Beschäftigenden sich in sehr guter, ja heiliger Gesellschaft befinden. Wir geben nur zu bedenken, worauf wir schon einmal hinwiesen, daß ein Augustin zu dem Heiden Plato, ein Thomas von Aquin zu Aristoteles in die Schule gingen und ihr Durcharbeiten deren Lehren sicherlich nicht zum Nachteil der Menschen- und Gotteswissenschaft gereicht hat. Es gehört im Gegenteil zu den Pflichten des Forschers, sich mit Gebieten und Arbeitsergebnissen zu beschäftigen, die durchaus bedeutungsvoll für die Seelenkunde sind, wie es seelenaufschließende Forschung besonders ist." (Seelenaufschließung 161).

Darin nun, daß Liertz die Seelenaufschließung rein nur als Heilverfahren übernimmt und den weltanschaulichen Hintergrund vollkommen wechselt, daß er den kühnen Versuch unternimmt, die Lehren des katholischen Glaubens und insbesondere die Auffassung der philosophia perennis über den Menschen, seine Seele, das Verhältnis von Leib und Seele, als neuen Hintergrund dieser Heilmethode zu verwenden, scheint mir die Hauptbedeutung dieses Forschers zu liegen.

Gewiß ist noch lange nicht alles fertig und vollkommen, abgeklärt und ausgeglichen in den vorliegenden Forschungsergebnissen. Liertz selbst betont das zu wiederholten Malen. Deshalb dürfen sicher auch, nicht aus Abneigung, sondern im Interesse der Wahrheit und der Sache einige Bedenken und Hinweise angebracht werden. Anerkannt sei zum voraus, daß der Arzt Liertz einen überraschend guten Blick verrät für die Bedeutung der Zentralthese der traditionellen Psychologie, für die substanzielle Einheit des Menschen und damit für die stete und starke gegenseitige Bindung, Abhängigkeit und Beeinflussung. Allein er unterschätzt andere Momente der scholastischen Philosophie, die meines Erachtens dort viel stärker vertreten sind, als er glaubt. So lebt Liertz der Auffassung, „die seelenkundige Forschung und die schöngeistig-sittliche Wertung der Persönlichkeit im Sinn einer eigengestalteten, reichen und entwicklungsfähigen ursprünglichen Sonderart, im Sinn der Fülle des persönlichen geistigen Lebens, die die Persönlichkeit von der bloß Nummern darstellenden Menge sich abheben läßt, liege nicht im Gesichtskreis und Forschungsgebiet der unpersönlichen Scholastik". (Seelenaufschließung. 9). Dabei übersieht Liertz (was ja zu begreifen ist), daß der hl. Thomas den Persönlichkeitsbegriff schon längst vor seinen Abhandlungen über den Menschen in der Lehre von der hlst. Dreifaltigkeit entwickelt hat und diesen Begriff hier so darlegt, daß alles zusammen, was hier von der Persönlichkeit verlangt wird, dort eminent vertreten ist. Die göttliche Person ist ja wesentlich lauter ursprüngliche Sonderart.

Desgleichen unterschätzt Liertz meines Erachtens die Bedeutung, welche die Erfahrung in der Philosophie des Aquinaten spielt, wenn er schreibt:

„Die thomistische Erklärung der Seelenvorgänge ist nicht so sehr durch die innere Erfahrung gewonnen als vielmehr in wesentlichen Punkten aus den Forderungen einer wirklichen (d. h. realistischen) Erkenntnislehre und aus einer als gegeben

schon vorausgesetzten übersinnlichen Lehre vom Menschen heraus errichtet". (Seelenaufschließung. 10). Ich verweise diesbezüglich vor allem auf die psychologischen Kapitel im ersten Teil der theologischen Summe und, was Liertz noch viel näher liegt, auf den ihm offenbar zu wenig bekannten psychologisch wie pädagogisch gleich großartigen Traktat über die Leidenschaften (I—II q. 22—49), der eine wahre Fundgrube seiner Beobachtungen und Winke für richtiges seelenaufschließendes und individualpsychologisches Forschen bedeutet.

Wie so die systematische, spekulative, rein philosophische Seite von Liertz gefördert werden sollte, bis die glückliche Synthese, die Liertz vorschwebt, zustande kommen kann, so glaube ich anderseits einzelnen Punkten der seelenaufschließenden Theorie noch zurückhaltend und mäßigend gegenüberstehen zu müssen. Man darf nicht übersehen, und Liertz wird diesen Hinweis niemandem verübeln, daß er eben von Freud herkommt. So rät er übrigens selbst in Bezug auf das Unbewußte und die Rolle, die es spielt, zur Vorsicht: „In der Fassung des Begriffes unbewußt muß sehr behutsam zu Werke gegangen werden. Wir müssen behaupten: Es gibt ein unbewußtes Seelenleben. Dagegen können wir nicht sagen: Das ist das unbewußte Seelenleben. . . Das Seelenleben in Schichten eingeteilt, würde als Unbewußtes das haben, was die oberste Schicht des Körperlichen und die unterste des Geistigen ausmacht." (Erziehung und Seelsorge. 21. f.). In dieser komplizierten Frage scheint mir unbedingt geraten, nicht bloß, wie Liertz es sehr richtig tut, das engste Verhältnis von Leib und Seele zu berücksichtigen, sondern vor allem auch das leider heute fast allgemein sehr vernachlässigte Kapitel des Habitus, der seelischen Gewöhnungen, Uebungen, Fertigkeiten, Erinnerungen und Erinnerungsspuren, Erlebnisse und Erlebnisrückstände, oder wie man sonst immer die Sache formulieren will. Und dazu wären in der thomistischen Moral zwar nicht fertige Ausführungen, aber treffliche, auf Erfahrung und gesunden Prinzipien aufgebaute Leitsätze zu finden. In diesen Habitus haben wir den ganzen Reichtum der seelischen Vergangenheit, alles was an positiven und negativen, an fördernden und hemmenden, an erhebenden und bedrückenden Erlebnissen je durch die Seele gegangen ist. Und deshalb vor allem, weil Thomas diesen Habitus grundlegende Bedeutung im seelischen und sittlichen Leben beilegt, kann er von Liertz mit Recht als Verfechter einer unbewußten Seelenschicht angerufen werden.

Ferner könnte die systematische Philosophie eine wertvolle Führung bilden, um das Kranke vom Gesunden her zu würdigen, statt umgekehrt, wie das gelegentlich zu stark der Fall zu sein scheint; um nicht zu sehr die Psychologie des Erwachsenen ins Kind zurückzuprojizieren, um nicht das Sexuelle übermäßig zu betonen, wie das alles, offenbar noch unter dem Einflusse der Freud'schen Schule, gelegentlich vorkommt. Am zurückhaltendsten stehe ich persönlich vorderhand noch der starken Verwendung der Träume gegenüber: „Als gangbarster Weg, um das Tor des Unbewußten zu durchschreiten, erweist sich die Beschäftigung mit dem Traumleben. . . Wessen der Träumer sich morgens erinnert, ist nicht das eigentliche kundgegebene Unbewußte, sondern sozusagen eine geheime Kurzschrift, die erst seelenaufschließend gedeutet werden muß". (Erziehung und Seelsorge. 26).

Alle diese Vorbehalte sollen aber nicht aus Anti-, vielmehr aus Sympathie für Liertz und sein Werk angebracht sein, im Interesse des zwar kühnen, aber für Wahrheit und Leben des Versuches werten Unternehmens.

Denn es gibt auch eine Widerlegung und Ueberwindung des Falschen, hier der materialistischen Psychanalyse, gewissermaßen von innen heraus, dadurch, daß man das Körnchen Wahrheit, das auch hier sicher drinnen steckt — und wäre es selbst nichts an der Theorie, sondern nur die hier in den Vordergrund gerückten, sonst aber meist übersehenen oder unterschätzten Beobachtungen — herausholt und damit dem ganzen falschen System den Reiz und Zauber nimmt.

Liertz verfügt tatsächlich über eine Serie auf dem Wege seiner psychanalytischen Methode herbeigeführter Heilungen von Seelenleiden. Man kann daher wohl sagen, daß die Methode nicht nur über-, sondern vielleicht von einzelnen in ihrer glatten Ablehnung auch unterschätzt wurde. Ganz sicher aber ist, daß von Liertz wertvollste Beobachtungen gemacht werden, die als Anregungen und Winke für Seelsorge und Erziehung beachtenswert sind. Ich sage nicht, daß die Erziehung und Seelsorge sich ins Schlepptau der katholischen oder gar der materialistischen Psychanalyse begeben sollen, wohl aber, daß sie offenen Auges lernen mögen, wo man immer lernen kann. Und wenn die Ergebnisse der Beobachtungen Liertz' bei seinen übermäßig feinen und empfindlichen Seelen mit großer Deutlichkeit die Wirksamkeit der verschiedenen pädagogischen und seelsorglichen Faktoren, Methoden, Motive usw. registrieren, so können und müssen wir darauf achten.

Ein Hauptergebnis seiner Beobachtungen verdient vor allem hervorgehoben zu werden: Die Betonung und Befürwortung alles Positiven, Erhebenden, Fördernden, Ermutigenden, Liebe und Wohlwollen Atmenden in der Erziehung und Seelsorge: „Die Aufgabe des Erziehers liegt vor allem auf bejahendem und förderndem Gebiete" (Erziehung und Seelsorge 37f. und in allen Werken

oft); „das Sittliche sollte weniger als ein Gesetz in uns und mehr als ein erstrebenswertes Musterbild gelehrt werden“ (a. a. O. 62), sowie als Frucht seiner Beobachtungen die Auffassung, daß die Erzieherautorität in weiser Mäßigung, Selbstbeherrschung und Liebe gedämpft auftreten soll, daß viele Reglemente, viele „Du sollst“, „Du darfst nicht“ besser vermieden werden, indem man an deren Stelle den innern Gehalt des Gesetzes, das geschützte oder bedrohte Gut des Gebotes oder Verbotes herausschält. All das entspricht ganz dem Prinzip der thomistischen Moral: „Omne praeceptum de bono“ und dem Geiste der gerade wegen ihrer weisen Maßhaltung so ausgezeichneten und in pädagogischer Hinsicht so viel gerühmten Benediktinerregel.

Alles in allem scheint es sich also hier um etwas zu handeln, das bei aller Vorsicht und Wahrung selbständigen Urteils doch mit offenem und wohlwollendem Auge zu verfolgen ist. Und es ist bezeichnend, daß die für jeden Mittelschulpädagogen sehr interessanten Berichte der letzten deutschen Akademikertagungen, die trefflichen Bändchen „Religion und Seelenleiden“, (Düsseldorf, Schwann) zwar in ihren Referaten von 1926 sich ausgesprochen ablehnend verhalten (Bergmann und Bopp in Band I), freilich ohne dabei Liertz ausführlicher zu werten, was damals noch begreiflich war, aber jetzt im neuesten Bändchen, speziell im Referat von Dr. Mayer über „religiöse Fehlentwicklungen, eine Entstehungsursache von Psychopathien“, Liertz stark und vielfach zustimmend verwerten, und daß überdies, wie zwei nach der diesjährigen Tagung in der Literarischen Rundschau der Rhein-Mainischen Volkszeitung erschienenen Berichten zu entnehmen war, eine Strömung existiert, die zwar auf den Tagungen weniger zu Worte kam, aber doch inoffiziell stark sich äußerte, und die dem Neuen noch viel offener gegenübersteht, als die offiziellen Kreise.

Einfluß des Christentums auf den deutschen Volksglauben [1]

Von Karl Fry, Freiburg.

Hatte Professor Hans Naumann schon im ersten Vortrag, bei seiner meisterhaften Analyse der höfischen Geistigkeit um 1200 für die christliche Kultur der Zeit weitestes Verständnis gezeigt, ein Verständnis, das für die Tiefe seiner Wesensschau zeugt, so wurde sein Vortrag vom 29. März geradehin zu einer Offenbarung der in den führenden Kreisen heutiger Literaturwissenschaft eingetretenen Schwenkung in der Stellung dem Christentum gegenüber.

Die neuere Quellenforschung ging auf zwei Gebiete vorzugsweise: deutsches Germanentum und Christentum. Dabei verhielten sich die beiden Forschungsgebiete in der Regel wie zwei Wagschalen in den Ergebnissen der Forschung: sank die eine, so stieg die andere. Das 19. Jahrhundert, soweit es im Banne des Positivismus stand, war geneigt, den Einfluß des Christentums auf den deutschen Volksglauben für gering zu halten. Dafür entdeckte man überall alte Götter und Göttinnen. Heute steht der Einfluß des zweitausendjährigen Christentums auf den Volksglauben höher im Kurs. Es fällt keinem ernst zu nehmenden Forscher mehr ein zu bestreiten, daß die christliche Religion im deutschen Volksglauben eine unvergleichlich wichtigere Rolle spielt, als das heidnische Germanentum.

Nach dieser grundsätzlichen Feststellung in der Einleitung baute Naumann seinen Vortrag auf, Stein auf Stein, alles organisch ineinander gefügt, bis der ganze Bau, mole sua, zu einer gotischen Kathedrale wurde, die sich nicht anders denken läßt, denn als Ausdruck einer christlichen Idee und als Triumph des Christentums.

Der Fachmann sieht ein drittes Bereich im deutschen Volkstum: das Urgebiet, das vor dem germanischen Kult und vor der christlichen Religion liegt. Man wird einen primitiven Gemeinschaftsglauben annehmen müssen, auf den Germanentum und Christentum ihrerseits einwirkten. Und zwar verdrängte die Fülle des Christentums den vorhergehenden Einfluß des Germanentums fast völlig und blieb dominierend. Es kann beinahe gesagt werden, daß altgermanische Einflüsse im deutschen Volksglauben heute nicht mehr vorhanden sind. Ein großes Gebäude ist lautlos in sich zusammengefallen. Wollte heute jemand ein Buch über den Fortbestand des altgermanischen Glaubens im deutschen Volkstum schreiben, so hätte er höchstens den Nachweis zu führen, daß ganze Kategorien der früher behaupteten Reste zu streichen wären. Selbst mit dem wilden Jäger muß man heute fertig werden, ohne Wuotan auf die Bühne zu rufen. Auch da, wo Spuren vom alten germanischen Heidentum noch bestehen, wie etwa in den Namen der Wochentage, ist der Inhalt nicht mehr verstanden, sondern oft erst von der Wissenschaft aufgedeckt worden.

Es hat zweifellos eine Zeit gegeben, in der der altgermanische Volksglaube auf den primitiven deutschen Volksglauben abgefärbt hatte, aber diese Epoche ist längst vorüber, ihre Einflußschicht abge-

[1] Fortsetzung der Literaturberichte von den Davoser Hochschulkursen; vgl. Mittelschule, hist.-phil. Ausgabe Nr. 3.

storben, und seit vielen Jahrhunderten füllt das Christentum allein unangefochten die entleerten Formen.

Zwar sind einige Glaubensformen der Volksreligion freilich vom Christentum nicht neu aufgefüllt worden und sind daher erstorben, so der Ahnenkult. Andere Glaubensformen, wie der Schutzgeisterglaube, haben im Christentum wenigstens ein anderes Gesicht erhalten. Einzelne Glaubensformen blieben: die christlichen Heiligen, die auf Bildern und in Legenden mit dem Kopf in der Hand erscheinen, mögen oft ihr Vorbild im alten „Mann ohne Kopf" haben.

Unmittelbare Beziehungen von einem christlichen Heiligen zu einer alten heidnischen Gottheit lassen sich nirgends feststellen.

Der heilige Georg ist zuerst im Volksleben ein Heiliger des unzerstörbaren Lebenstriebes. Das Rittertum machte später aus ihm einen Frauenbefreier und Drachentöter. In dieser neuen Form wurde St. Georg bei uns wirksam. Der Kult der vierzehn Nothelfer ist deutschen Ursprunges. Eine Schöpfung deutschen Christentums ist der Madonnenkult der Maria gravida, nicht der Madonna pietà.

Dem Kult der heiligen Kümmernis, der bärtigen, langgekleideten Jungfrau am Kreuze, entspricht kein Ideal eines germanischen Gottes. Es ist ein nach Deutschland übertragener Salvatorkult. In den romanischen Ländern galt er dem lang, kostbar gekleideten Christus König, der nicht dornengekrönt und blutend war; nach Deutschland übertragen, wo der Kult nicht verstanden wurde, umspann die Legende die gekreuzigte Person mit dem Gewand einer Jungfrau, deren Kampf um die Reinheit in allen Einzelzügen ausgemalt wurde: Der Salvator wurde zur Kümmernis. Das Bildnis der neuen Heiligen findet sich auf dem Festornat der Ritter vom goldenen Vließ. Der Kult nahm rasch zu, als die Heilige in das Martyrologium aufgenommen wurde, begünstigt von den Jesuiten und einzelnen Führern der katholischen Reformation. Der Kult der heiligen Kümmernis, dessen Mittelpunkt heute eine Kirche bei Freysing ist, ist außerordentlich lehrreich, insofern er einen wirklich tiefen Einblick in den großen Wandel gestattet, der sich im germanischen Volksleben vollzogen haben muß.[1])

Die zum Christentum neubekehrten Germanen konnten sich Christus, den Heiland, nicht anders denken, denn als gewaltigen Volkskönig.

Einen demütigen, leidenden, blutenden Christus König konnten sie mit ihren Auffassungen von Größe und Würde nicht zusammenreimen. Umgekehrt konnte sich das hohe Mittelalter Christus nicht mehr als König ohne Dornenkrone, ohne Nägel und heilige Wunden denken. Jetzt war, um ein Wort des Divans, ohne seinen Spott, zu gebrauchen, das „Jammerbild am Holze" zur Lieblingsidee des deutschen Menschen geworden, nach einem gänzlichen Umschwung der Anschauung. „Leiden ist Gnade der Gottheit", dieser Satz steht dem deutschen Volk nicht in dem Sinne, daß das Leiden der Weg zur Läuterung sei, sondern mehr im Sinne, daß Leiden an sich der Gottheit nahe bringt. Um ganz Christ zu sein, muß man selber Christi Wunden an sich tragen. Aus der deutschen Mentalität heraus gewinnen wir Einsichten für das Verständnis der Stigmatisation. Von den Stigmatisierten der Kirche gehören ein Drittel zum deutschen Volkstum.

Der Einfluß des Christentums auf den deutschen Volksglauben liegt klar besonders in der Volkssage. Die deutsche Volkssage ist sehr stark mit christlichen Elementen gefüllt. Die Bibel war die stärkste Bekämpferin der Gestalten der deutschen Mythologie. Gott Vater steht längst als Alleinherrscher vor dem Volk, während noch die mentalité primitive Götter in jedem Strauche sieht. Weltanfangssagen haben wir im deutschen Volkstum fast gar nicht; nicht darum, weil das Volk noch zu primitiv war, um solche Fragen überhaupt aufzuwerfen, sondern weil das Christentum andere nicht aufkommen ließ. Die Vorstellungen vom Weltanfang sind ausschließlich die christlich bedingten.

Ebenso verhält es sich mit den Ansichten vom Weltuntergang. Sie gehen zurück auf die Apokalypse. Die große Schlacht am Ende der Zeiten, von der die Völker sprechen, ist eine Anknüpfung an die apokalyptischen Reiter und die Weissagungen Christi vom Ende der Zeiten.

Die Ursachen des Weltunterganges sind moralische, ganz nach christlichen Anschauungen. Vereinzelte ganz primitive Anschauungen vom Weltuntergang, die daneben laufen, sind Dichtungen der Volksphantasie, die doch auch nur über die christliche Lehre hinausreichen, sie nicht wesentlich umbiegen.

Eine Schicht von primitiven Anschauungen findet sich im Schuldgedanken und in gewissen Moralansichten: der Ermordete muß umgehen, weil er in dieser Welt ebenso schuldig ist wie der Mörder. Nachtarbeit rächt sich, weil die Nacht den Geistern gehört. Daneben eine christliche Schicht: ungetauft Gestorbene müssen leiden . . . ein häßliches Mädchen erwirbt sich mit einer geweihten Hostie ein schönes Gesicht, so ver-

[1]) Eingehende Spezialstudien über die Kümmernislegende und die Kümmernisbilder hat Prof. Schnürer in Freiburg gemacht. Wir sprechen den Wunsch aus, die interessanten Ergebnisse seiner Arbeit möchten bald den Weg an die Oeffentlichkeit finden. Der Berichterstatter.

worfen es auch ist . . . Ein Gesangbuch, ein frommes Gebet wirken besser als die besten Waffen. Oft findet sich ein Wettstreit zwischen beiden magischen Systemen: eine alte Zauberformel, deren Sinn vollständig unverstanden ist, wird mit christlichen Glaubenselementen vermischt angewendet.

Neben diesen beiden Schichten entwickelt sich eine Schicht mit gut moralisch fundierter Anschauung: die zauberisch angewandte Hostie wirkt nicht mehr; der damit Sündigende wird im Gegenteil bestraft. Ein Imker legt eine geweihte Hostie ins Bienenhaus, um möglichst viel Honig zu erhalten. Die Bienen aber vergessen des Honigs und bauen dem Heiland ein schönes Wachshäuschen.

In wunderbar plastischer und poetischer Weise spiegelt sich der Siegeszug des Christentums durch das deutsche Volksleben in der Natur. Flurnamen tragen das religiöse Bild im Triumph in die Landschaft hinaus. Jetzt findet eine eigentliche Heiligung der Natur statt, und mit vollem Recht, denn auch sie seufzt, nach dem Worte des hl. Paulus, nach der Erlösung. Kreuzbilder an Weg und Steg erinnern den Erdenwanderer an die große Reise durchs Leben dem ewigen Ziele zu. Heiligtümer am Dorfeingang und Ausgang rufen den Bewohnern die ewige Heimat vor die Seele. Wallfahrtsstätten aller Art werden zu Zentren religiöser Einkehr. Und vor allem: Maria schreitet über die Flur: Schönste Blumen sollen ihre makellose Schönheit vergegenständlichen, reizende Flecken und Städte erwählen sie sich zur Königin und Namenspatronin.

Nirgends läßt sich eine bessere Taufe der Natur nachweisen. Würde das Christentum verschwinden aus den Seelen seiner Bekenner, die Natur selbst wäre auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus christlich gestempelt.

Unser Bericht bietet nur ein dürres Gerippe des prächtigen Vortrages Naumanns. Trotzdem wird er, hoffen wir, genügen, sich ein Bild zu machen von der tiefschürfenden Arbeitsweise und der durchaus geraden Gesinnung des heute führenden Germanisten.

Angenehm berührte es den Katholiken, wie Naumann wiederholt betonte, daß die offizielle Kirche, bei allem psychologisch wohlbegründeten Entgegenkommen, das sie dem nationalen Fühlen des Menschen zeigte, irrigen Volksglauben nie und nirgends schützte oder ihm auch nur Vorschub leistete.

Bücherecke

Bumüller, Dr. Joh., Die Urzeit des Menschen. 4. Auflage, mit besonderem Abbildungsband. 353 Textseiten und 27 Tafeln. Gebunden 10 Mk. Benno Filser, Augsburg. 1925.

Bumüller, Dr. Joh., Leitfaden der Vorgeschichte Europas. Textband 302 S.; Bildband 85 Tafeln. Brosch. 15 M., geb. 20 M. Benno Filser, Augsburg 1925.

Unter der guten, für weitere Kreise berechneten urgeschichtlichen Literatur nahm schon lange Bumüllers Urzeit des Menschen einen hervorragenden Platz ein. Die längst vergriffene 3. Auflage erlebt nun eine bedeutende inhaltliche und bildliche Erweiterung und zugleich eine sachgemäße Scheidung in zwei selbständige Werke.

Die nunmehrige 4. Auflage der „Urzeit des Menschen" beschränkt sich auf den Menschen der ältesten Steinzeit unter Ausschluß der frühern kurzen Kapitel über die jüngere Steinzeit und die Metallzeit. Der gewonnene Raum kommt der ausführlicheren und gründlicheren Behandlung der eigentlichen Urgeschichte, auch der außereuropäischen, zugute. So erhalten wir eine kritische Einführung in die Frage des Tertiär-Menschen, der Eolithen, der Ursachen und Einteilung der Eiszeit und die Abstammungsfragen, in sachlicher und gediegener Weise, würdig eines Schülers des Münchener Anthropologen Ranke. Beachtenswert ist die kritische Stellungnahme des Verfassers zur neueren Kulturkreistheorie, von der er zur Feststellung der ältesten Kulturkreise bessere Beachtung der urgeschichtlichen Tatsachen verlangt. Bezüglich das absolute Alter des fossilen Menschen gibt der Verfasser nur die allgemeinen Gründe für die Unsicherheit der Schätzungen; für den Laien wäre es aber lehrreich, dieses an einem Beispiel der Berechnungen von Rüesch oder De Geer im einzelnen nachgewiesen zu sehen. Die besonders eingehende Behandlung des ganzen Skeletts des Eiszeit-Menschen ist nicht nur für den Laien ein Muster kritischer Darstellung, sondern selbst für den Fachmann eine wertvolle Zusammenstellung. Freilich liest sich das Buch nicht so leicht wie ein prähistorischer Roman, vermittelt aber dem ernsten Leser nicht bloß ein wirkliches Verständnis in urgeschichtlichen Fragen, sondern auch ein selbständiges Urteil in der so verschiedenwertigen einschlägigen Literatur.

In ähnlicher Wiese übernimmt zuverlässige Führung durch die Rassen und Kulturen der Vorzeit Europas der „Leitfaden der Vorgeschichte Europas". Der Leser erhält eine wohlgeordnete Uebersicht zunächst kurz über die ältere Steinzeit, dann ausführlich über die jüngere Steinzeit und die Perioden der Metallzeit. Im löblichen Gegensatz zur populären Literatur, die vielfach die Voraussetzungen und Fachausdrücke ohne genügende Erklärung bringt, führt der Verfasser in die Grundbegriffe der Vorgeschichte und ihre Terminologie ein. Dieser Vorzug ermöglicht dem Leser die Verfolgung auch des übrigen Schrifttums und spezieller lokaler Fragen der Vorgeschichte.

Die Textbände beider Werke verweisen stets auf die zahlreichen und guten Figuren der beiden Bild-

bände mit erläuterndem Texte zu jeder Abbildung. So werden beide Werke durch Inhalt und Ausstattung zu zuverlässigen, vorzüglichen Führern in ur- und vorgeschichtlichen Fragen, die in der Tagesliteratur, in Hand- und Schulbüchern der Geschichte oft nur kurz und oberflächlich angetönt werden. Ein alphabetisches Sach- und Namenregister würde ihren Wert als Nachschlagewerke noch erhöhen. Das ist der einzige, aber dringende Wunsch für die hoffentlich zahlreichen Neuauflagen.
Dr. P. K. L.

Sommers Paul, Prof., **Um den Lehrstuhl Christi geschart.** Sonntagspredigten für die heranwachsende, insbesondere die studierende Jugend. Zweite Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh, V und 248 Seiten.

Ein erfahrener Jugendseelsorger bietet hier religiöse Sonntagsvorträge, die aus der Praxis herausgewachsen und darum wirklich praktisch gehalten sind. Klare Disposition der Gedanken, schlichter, aber warmer Ton der Sprache und große Vielseitigkeit des Stoffes zeichnen sie aus und machen das hübsche Buch zu einem wertvollen Hilfsmittel für jeden, der die schöne, aber auch schwere Aufgabe hat, der heranwachsenden Jugend das Wort Gottes zu verkünden. Die Vorträge können Studenten- und Jünglingsseelsorgern warm empfohlen werden. P. L. H.

Vergil, Aeneis. Uebersetzt von Ludwig Hertel. Zum Druck besorgt von Oskar Hertel. (Klassiker des Altertums II. Reihe, 22. Bd.) Propyläen-Verlag, Berlin. 1923. M. 6.50.

„Ein außerordentlich gutes Stück neuzeitlicher Verdeutschungskunst", schrieb Eduard Engel beim Erscheinen der ersten beiden Gesänge. Das Lob gilt auch von der inzwischen vollendeten Gesamtübersetzung. Sie zeichnet sich aus durch Kraft, Fluß und Wohllaut und braucht, gelegentliche Breite abgerechnet, den Vergleich mit Schillers Uebertragungskunst durchaus nicht zu scheuen. Soll die Ausgabe, gemäß der Absicht des Uebersetzers, ein wirkliches Volksbuch werden, müßte der erklärende Anhang wohl noch eine Bereicherung erfahren. Dankbar wird vor allem der Mittelschullehrer nach dem prächtigen Buche greifen, um seine junge Vergilgemeinde an dessen Hand ins Verständnis des ganzen Epos einzuführen. R. L.

Richtlinien für die Lehrpläne der höhern Schulen Preußens. Neue Ausgabe. Besorgt von Hans Richert. 6. und 7. Aufl. 2 Bände. Berlin, Weidmann, 1927. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Handliches Taschenformat und ein ausführliches Sachverzeichnis sind die großen Vorzüge dieser Ausgabe, die damit und durch einen saubern, übersichtlichen Druck zur bequemen Reiselektüre sich trefflich eignet. Außer den eigentlichen Richtlinien enthält das Werk die Denkschrift über die Neuordnung des preußischen höhern Schulwesens, ferner die verschiedenen Erlasse, die mit den Richtlinien in Zusammenhang stehen, die Uebergangsmaßnahmen für die höhern Schulen des besetzten Gebietes, Stundentafeln usf. Bei aller möglichen Verschiedenheit der grundsätzlichen oder methodischen Einstellung lohnt sich die Anschaffung für den Lehrer jedes Faches und Schultyps. R. L.

Hense-Leonard, Griechisch-römische Altertumskunde. 5. Aufl. Münster i. W. Aschendorff, 1928. VIII und 467 S. Geb M. 7.50.

Das. Buch setzt sich zur Aufgabe, durch Vermittlung der kulturgeschichtlichen Stoffe aus den verschiedenen Gebieten des antiken Lebens und durch beständigen Hinweis auf die historischen Entwicklungslinien das Verständnis der Klassikerlektüre zu vertiefen, diese für den Schüler immer mehr zum Erlebnis zu gestalten. Ein Stab anerkannter Fachmänner hat die Ueberarbeitung bezw. Neufassung der einzelnen Abschnitte besorgt. In völlig veränderter Form erscheinen die griechische und römische Dichtung, Geschichtsschreibung, Religion, Topographie und das Heerwesen. Auch die christliche Antike in Literatur und Kunst findet gebührende Berücksichtigung. Das Bildmaterial ist instruktiv und enthält auch für Schüler der untern Klassen nichts Anstößiges. Durchgehend wird überdies auf Luckenbach verwiesen, den man in jeder Lehrerbibliothek voraussetzen darf. Die reichen, sorgfältig ausgewählten Literaturangaben bilden einen besondern Vorzug des Werkes. Alles in allem eine der erfreulichsten Neuerscheinungen auf altklassischem Gebiet, die an unsern katholischen Gymnasien recht viele Freunde finden möge! R.L.

Dr. E. Wasserzieher, Schlechtes Deutsch. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. 4. verb. Aufl., nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. P. Herthum. Verlag Dümmler, Berlin, 1928. Kart. M. 1.50.

Gedankenloses Eingehen auf allerlei sprachliche Modetorheiten ist leider auch eine Schwäche gebildeter Kreise. Und wieviel gekünstelte Geschraubtheit, wieviel Ueberhöflichkeit und Gespreiztheit begegnet uns in den schriftlichen Erzeugnissen unserer Schüler! Das tüchtige Büchlein Wasserziehers, für dessen Gediegenheit und praktische Verwendbarkeit schon der Name des Verfassers bürgt, sollte darum als ehrlicher, wenn auch nie engherziger Berater in der Hand jedes Lehrers liegen. R. L.

Oskar Benda, Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage. Verlag Hölder-Pichler-Tempsky A. G., Wien und Leipzig 1928. 66 Seiten. Preis Mk. 2.50.

Die kleine Schrift eröffnet einen Umblick auf die derzeitige Problemlage der Literaturwissenschaft. Ein ungeheures Material wird in knappster Form bewältigt. Sämtliche literaturwissenschaftlichen Strömungen, die seit der Zurückdrängung der Scherer-Schule (Positivismus) einander folgten oder miteinander wetteiferten, werden auf ihre methodischen Grundlagen, ihre praktischen Absichten und ihre tatsächlichen Leistungen hin geprüft. Ueberbetont werden gelegentlich die Schwächen der neuen Methoden, z. B. der „geistesgeschichtlichen", indem allzusehr auf die extremsten Vertreter abgestellt wird. Der Wert des Büchleins liegt in der klaren Uebersicht, wie sie hier zum erstenmal geboten wird. B.

14. Jahrgang | Nr. 5 | 2. August 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Lebensideale der deutschen Literatur — Die Bitte um das „tägliche Brot“ oder um das Brot „für morgen“ — Zunftstube — Bücherecke

Lebensideale der deutschen Literatur*)

Von Karl Fry, Freiburg.

Die geistesgeschichtliche Literaturbetrachtung hat die Fachliterarhistoriker, namentlich seit Ungers und Rothackers Arbeiten, dauernd in Atem gehalten. Man hat die neue Strömung angegriffen, verteidigt, verhimmelt, verdammt, aber man mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Und im heißen Kampf um ihre Positionen gewinnt sie an Boden. Was ihre Reihen ständig dehnt, ist die gewaltige Synthese, die auf Grund ihrer Methode erreicht wird. Die neueste Zeit, die, vom reihenden, mechanistischen Positivismus übersättigt, an der Fachsimpelei krank war, bringt der Geistesgeschichte in ihrer Lichtfülle und Sehweite steigendes Verständnis entgegen. Etwas wie eine Erlösung weht dem entgegen, der einmal das Zusammenhänge-Sehen der Geistesgeschichte miterlebt hat.

Werbearbeit für die geistesgeschichtliche Literaturbetrachtung bedeuteten die Davoser Literaturkurse. Wer einen dieser Vorträge mitgedacht hat — Naumann, Günther Müller, Kluckhohn —, der weiß, was Geistesgeschichte auf literaturgeschichtlichem Boden will, auch wenn er vielleicht Rothackers eigentlich thematisch-theoretische Vorträge darüber nicht gehört hat.

Paul Kluckhohn, Wien, Herausgeber der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (mit Erich Rothacker), ging in seinem Vortrag über „Lebensideale der deutschen Literatur“ ausdrücklich von geistesgeschichtlichen Voraussetzungen aus. Wie Scherer als letztes Ziel seines Schaffens die Herausarbeitung einer nationalen Ethik nannte und Dilthey ein Wort Hegels sich zum Leitsatz nahm: Alle Wissenschaften stehen im Dienste einer Besinnung des Menschen über sich selbst — so steht die deutsche Geistesgeschichte im Dienste der Besinnung auf das deutsche Wesen, und die europäische Geistesgeschichte hat sich zu besinnen auf den europäischen Geist, wie er sich in den einzelnen Zeitaltern gestaltete und betätigte. Getreu dieser Richtung will Kluckhohn die letzten Zielsetzungen der Lebensideale der verschiedenen Zeiten der deutschen Literatur verfolgen, wobei er den Vergleich der Lebensideale der deutschen Literatur mit denen anderer Völker und anderer Literaturen ausscheidet.

Wir wollen versuchen, den Hauptinhalt seines Vortrages wiederzugeben. Dabei sehen wir absichtlich davon ab, zu den Ausführungen Stellung zu nehmen oder uns mit dem Einzelnen zu identifizieren. Ein Hauptreiz der Davoser Hochschulkurse war ja überhaupt die Problematik des Gebotenen. Der Leser wird selbst sehen, daß nicht alles im Folgenden gleichwertig ist. Namentlich was über den Barock gesagt wurde, traf nicht überall ins Schwarze.

1. Lebensideale der germanischen Stämme vor der Christianisierung. Das Lebensideal der germanischen Zeit, wie es sich aus dem beschränkten Stoffgebiet — einige Heldenlieder und ergänzende Quellen — ergibt, ist das Ideal des großen, starken Mannes: Tapferkeit, Großmut, Freigebigkeit, Wahrung der Ehre unter allen Umständen. Schwerste Entschlüsse werden getroffen, erheischt es die beschworene Pflicht. Die Treue ist Vasallentreue; eine verpflichtende Treue besteht nicht, wenn kein Bündnis vorausging. Die Volksepen (Eddalied) bieten ergreifende Beispiele von starker Treue. Konflikte, die am tragischsten sind,

*) S. Nr. 3 und 4 der Mittelschule, hist.-phil. Ausgabe.

finden sich dort, wo zwei Treuen zusammenstoßen. Im Kampfe zwischen Neigungen persönlicher Art und dem Gebote der Ehre siegt das letztere: Hildebrand muß der Ehre zuliebe den eigenen Sohn töten. — Der germanische Held ist kein wehmütiger Fatalist: trotziger Sterbensmut ist seine Größe. Erst im Untergang, in dem sich der Held zu bewähren hat, zeigt er sich in seiner vollen Größe. Die Art des Sterbens ist das Stigma seines Heldentums: ein letztes trotziges Wort auf den Lippen, ein Lächeln auf dem Gesicht, so scheidet er vom Kampfplatz. Der Tod von der Hand eines gleich- oder höherstehenden Mannes ist für den Germanen die schönste Krönung des Lebens. Aber sein Sterben ist keine Martyrergesinnung; der Germane liebt das Leben, das rote Gold, den Krug, den Kampf; nicht der Gedanke an das Jenseits macht ihm das Sterben leicht, sondern der Gedanke an den Ruhm, der einem schönen Leben und einem herrlichen Tode sicher ist. Das ist das Ideal der Völkerwanderung.

2. Die größte Auseinandersetzung war für den Germanen die Auseinandersetzung mit dem Christentum und der Antike. Beide Gebiete öffneten ihm ihre Tore ungefähr gleichzeitig. Die Geistlichen, die seine Evangelisten wurden, übermittelten ihm auch die Antike. In der christlichen Dichtung des „Heliand" bricht überall die germanische Gesinnung durch: Die Jünger stehen zum Heiland im Vasallenverhältnis, dessen Ideal die Treue ist. Eine christliche Forderung, an der die Germanen am meisten Anstoß nahmen, war die Forderung der Demut. Die etwas jüngere Dichtung des Weißenburgers Otfried vollzog die Christianisierung weiter. Die karolingische Renaissance (besser als karolingischer Humanismus, da es sich mehr um eine Uebernahme der antiken Tradition, die noch da war, handelte, als um eine Wiederentdeckung einer verloren gegangenen Antike) half da mit. Das einzige uns erhaltene Lied jener Zeit, das Ludwigslied (881), zeigt uns einen außerordentlich aufschlußreichen Gegensatz zwischen diesem Heldenpreislied und einem altgermanischen Heldenlied: Jetzt ist es Gott, der den Kampf schickt zur sittlichen Besserung des Volkes, und Gott wird am Schluß dafür gedankt. Man war auf dem Wege zu einer christlichen und nationalen Kultur, deren neuer Geist im Waltharilied sich durchgerungen hat: lateinische Sprache und deutscher Geist — die Verbindung zwischen Germanentum und Christentum.

3. Mit der durchgedrungenen Christianisierung trat ein neues Ideal weltlicher Sittlichkeit in Erscheinung: die Verfeinerung des Menschen, eine andere Stellung der Frau gegenüber. Der Held bleibt tapfer, zugleich ist er aber milde, gerecht, maßvoll. Man könnte sein Ideal mit einem Ausdruck des 18. Jahrhunderts Humanitätsideal nennen. Das Heldenideal trägt gegen Ende des 12. Jahrhunderts deutlich christliche Züge. Schon Mitte des 12. Jahrhunderts werden die Helden vor der Schlacht mit dem Gedanken an den jenseitigen Lohn zum Kampfe aufgemuntert. Die Ewigkeitsaussicht ersetzt das Ideal der Ehre. Im Rolandslied schöne Gegenüberstellung der beiden Geisteshaltungen: Der Maure kämpft um die Ehre, der christliche Ritter um die Seele. Der Aufstieg der christlichen Kultur gab dem Menschen einen gewaltigen Sinn für Form in der Kunst und für Form des Lebens; alles Aeußerliche ist innerlich bedingt. Ideale Selbstzucht mit tiefer, religiöser Begründung. Erst in der Verfallzeit wird die Form zur bloßen Form, zum Selbstzweck. Hier aber verbindet sich die germanische Kriegerethik mit der antiken, mit der christlichen Demutsforderung und mit der neuen Eleganz des romanischen Volkstums. Es ist die Geisteshaltung, die Günther Müller den Gradualismus des Mittelalters genannt hat.

Immer wieder kehrt in der Dichtung des beginnenden 13. Jahrhunderts der Gedanke an das Ziel, diesseitige und jenseitige Werte zu vereinigen. Der „Arme Heinrich" zeigt uns einen Ritter, der geradezu ein Ausbund von zweier Welten Tugenden genannt werden kann. Nur eine Tugend fehlt ihm, die Demut. Erst als er auf das Opfer eines armen Mädchens, das sich für ihn opfern will, verzichtet, wird er vom Aussatz geheilt und findet sein Ziel. Parzival lernt vom Mönch die Demut und bleibt Ritter: alle demütige Lebenshaltung schließt die ritterliche Gesinnung nicht aus, erhöht sie nur. Dienst Gottes und Leben in der ritterlichen Welt sind homogene Ziele. Gott und der Welt zugleich dienen können, weder auf das jenseitige noch auf das diesseitige Leben verzichten, das ist das Ziel der Dichtung der höfischen Zeit, und das ist die Höhe der deutschen Kultur. *)

Trotzdem diese höfische Zeit von kurzer Dauer war, hatte sie sehr weittragende Folgen. Dem deutschen Rittertum verdanken wir die Großtat des 14. Jahrhunderts, die Missionierung des deutschen Ostens. Heute noch sprechen die Bauten jener Gebiete von der Stärke der Ideale jener höfischen Kultur; heute noch beruht die Geisteshaltung Westeuropas auf der Erinnerung an jene Zeiten.

4. Die Lebensideale des Bürgertums im ausgehenden Mittelalter waren noch stark von den Idealen der höfischen Zeit beeinflußt. Die Klubhäuser waren als Gralsburgen ange-

*) Siehe Naumanns Vortrag über die Idee des Höfischen um 1200, Mittelschule (hist.-phil. Ausgabe) Nr. 3.

sehen. Der erste Roman des Mittelalters, der Goldfaden Wicrams, will seinen Helden zum idealen Ritter aufsteigen lassen. Die Lebensfreude und die rauschenden Feste des burgundischen Hofes, das leidenschaftliche Ergreifen der Schönheit der Welt in der Renaissance ist doch verbunden mit den Forderungen strengster Aszese. Der größte der Mystiker, Meister Eckhart, der eine Sittenlehre der Mystik gegeben hat, die Lehre vom Haben als habe man nicht, stellt in einer Predigt einmal Maria und Martha gegenüber, und gibt den Vorzug der Martha, die dieser Welt dienen könne und Christus, während Maria Gefahr laufe, in Verzückung zu geraten und dabei die Welt zu verlieren. Der Gedanke, die ausschließliche Ekstase könne zu einer Gefahr für die Seele werden, taucht später im Narrenschiffe auf, wenn Brant sagt, es sei der Wille Gottes nicht, daß man auf die Welt verzichte und sich auf sich selbst beschränke. Der „Ackermann aus Böhmen" verbindet höchstes inneres Leben mit tiefster Lebenslust. Gottvertrauen und tüchtiges Wirken im Leben für sich und andere, so kann man etwa das Lebensideal des ausgehenden Mittelalters charakterisieren, wenigstens wie es sich in führenden Werken äußert. Wird der Mensch auch im Humanismus geradezu auf sich selbst gestellt, so wollen wir nicht übersehen, daß Renaissance und Humanismus einen Unterbruch der deutschen Kultur bedeuten.

5. Der Humanismus geht mannigfache Verbindungen ein mit der Reformation Luthers, der eine eigenartige Mittelstellung zwischen Mittelalter und Neuzeit einnimmt. Unabhängig ist jetzt der Heilswille des Menschen von den Heilsmitteln der Kirche. Das Ideal Luthers ist der miles christianus, der gegen Tod und Teufel tapfer kämpft. Sein Werk bedeutet, trotz der Leugnung der menschlichen Freiheit, doch eine größere Entbindung der Freiheit des Menschen.

6. Das 17. Jahrhundert ist vom christlichen Dualismus erfüllt, der in der deutschen Kultur überhaupt tragend ist. Es ist die scharfe Spannung zwischen der Renaissance und der Pseudorenaissance, der Barock. Spannung zwischen Gelehrt und Ungelehrt, zwischen einem kleinen schaffenden Kreis und der abstehenden großen Menge. Eine Kultur des Glanzes, Schaugepränges und Genusses auf der einen Seite und der religiösen Mystik und Aszese auf der andern Seite. Spannung zwischen einem Wunderglauben aller Art hier und der beginnenden Aufklärung dort. Von diesem Zeitalter wird man nicht annehmen können, daß es ein gemeinsames Ideal gehabt habe. Man wird vielleicht sagen dürfen, daß gerade die starke Spannung das Menschenleben der Unsicherheit auslieferte. Ein Heldentum der Selbstbeschränkung, der äußersten Selbstbeherrschung und Entsagung zugleich kommt auf, wie es in dem beliebten Wort von damals zum Ausdruck kommt: Großmut (magnanimitas), die Willensstärke und hohes Ehrgefühl umspannt. Ein Heldentum, das auf Seneca und auf höfische Züge zurückgeht. Der größte Dichter der Zeit teilte die Ideale der Zeit, wenn man dieser Zeit ein Ideal geben will. Grimmelshausens Simplizissimus hat vielleicht als Ziel Abkehr von der Welt, Hinkehr zu Gott, aus den Lebensbedürfnissen heraus. Aber der Held kehrt im 6. Buch wieder zur Welt zurück. Das Motto des 6. Buches ist charakteristisch: Unbeständigkeit ist allein beständig, sowohl in Freud als in Leid. Die polare Spannung zwischen Welthingabe und Weltüberwindung ist im Simplizissimus nicht endgültig gelöst, sie kommt im Gegenteil in ihm am stärksten zum Ausdruck.

7. Die Kultur des 18. Jahrhunderts ist die Kultur der Aufklärung. Entdeckungen der Renaissance werden wieder lebendig, die Lösung kirchlicher Bindungen schreitet weiter, der Individualismus herrscht, neue soziale Schichten tauchen auf. Optimismus und Glauben an den Fortschritt erfüllen die Menschen. Einzige Richtschnur des Handelns wird das Handeln nach den Maximen der Vernunft. Es gibt wohl keine Kultur, die so auf Glück und Genuß gestellt ist, wie die Kultur des Rokoko. Ein klug's Sichgeben in alle Lagen des Lebens gehört in diese Kulturwelt. Die Lehre, das Bestmögliche aus allen Situationen des Lebens herauszugreifen: das ist die Idee des Robinson, eines der meistgelesenen ethischen Bücher des 18. Jahrhunders. Lessing preist im Nathan Weisheit und Toleranz als höchste Tugenden, Schiller Freiheit und Toleranz im Don Carlos. In Deutschland kam die Lehre der Aufklärung nie so zur Herrschaft wie in England und Frankreich. Die Gegenbewegung kam in Deutschland eben stärker zum Austrag. Die Empfindsamkeitsbewegung und der Pietismus, die als eine Reaktion der protestantischen Seele gegen die erstarrende Kirchenlehre des Protestantismus anzusehen sind, hatten die Seelen umgeändert, weicher, inniger gemacht. Mächtig wirkten diese Bewegungen auf die Dichtung ein: Klopstocks Messias ist ein pietistisches Epos.

8. Gleichzeitig läuft eine Wendung dieser neuen Empfindungsfähigkeit zur Bewegung des Sturmes und Dranges hin. Auch hier findet sich — in Hamann — eine religiöse Quelle. Der neue Mensch, der in seinem Leben eine religiöse Umkehr erlebt hat, trägt einen freudig be-

jahten Sensualismus in sich, fühlt tief die Einheit von Sinnen- und Seelenleben, das organische Eingefügtsein ins All. Die junge Generation erhielt durch diese Führer Mut zum Leben. Das Ideal der Geniegeneration war das Sich-aus-leben, sowohl im vitalen, wie im geistigen Schaffensleben. Freiheit des Gefühlslebens, Freiheit in der Politik, Freiheit der schöpferischen Persönlichkeit auf allen Gebieten, das war die Forderung. Eine große Gefahr lag darin für die junge Generation: die Gefahr, sich selbst zu verlieren. Empfindungsschwärmerei und Leichtsinn, Gefühlshingabe einerseits, anderseits Auslöschung des Verstandesurteils. So mußte die Losung in Jacobis Roman lauten: „Verlaß dich nicht auf dein Herz!" wie auch Goethe seinen Werther zugrunde gehen läßt, weil er dem Leben nicht gewachsen ist, im Liebesproblem versagt. Goethe fand den Herausweg aus dem extrem Subjektiven zum Objektiven, heraus aus dem blinden Gefühl, aus der Einseitigkeit. Kant zerstört von der reinen Vernunft aus die Aufklärung und erschließt in der praktischen Vernunft das Reich der Sittlichkeit. Für ihn liegt das Objektive in der Stimme des Gewissens, im Innern des Menschen. Kants Ethik ist die Grundlage von Schillers Arbeiten in der Periode seiner Reife. Sie ist das Ideal der Harmonie von Neigung und Pflicht, der Schiller dient.

Fichte strebte über Kant hinaus, indem er den Grund aller Dinge im Ich fand: „Das Wesen des Menschen ist das Streben nach dem Unendlichen," was für die Romantik so fruchtbar wurde. Das Sittengesetz gebietet absolut und drückt alle Natur nieder, aber es stammt aus der Natur selbst, und wenn der Mensch ihm gehorcht, gehorcht er sich selbst. Der Freiheitsbegriff des deutschen Idealismus ist eine Fortsetzung von Luthers Begriff von der Freiheit eines deutschen Christenmenschen. Er steht im Gegensatz zum Freiheitsbegriff der französischen Revolution. Hier Freiheit allen andern gegenüber, Gleichheit und Brüderlichkeit in der gesellschaftlichen Schicht, dort innere Freiheit des Gewissens für jedermann.

9. Goethes Iphigenie ist der beste Ausdruck der reinen Menschlichkeit, das Ideal dieser Periode. Von der Iphigenie konnte man sagen: Wenn die Völker die Iphigenie nicht nur in den Schulen gelesen, sondern ihren Geist in sich aufgenommen hätten, dann wäre weder der Weltkrieg, noch die Revolution möglich gewesen. Das Humanitätsideal geht auf die Renaissance zurück mit seiner Schwärmerei für den uomo universale. Der Mensch das Maß aller Dinge. Diesem Ideal, das eigentlich, wie man gesagt hat, erst die klassisch-romantische Welt vollendete und damit erst die echte deutsche Renaissance schuf, diente Schiller mit den Briefen über philosophische Erziehung und mit seinen philosophischen Gedichten. Goethe verkörperte es, neben der Iphigenie, in der Nathalie des Wilhelm Meister, der selbst die Darstellung der Entwicklung des Menschen zur reinen Menschlichkeit ist. Wilhelm Meisters Erziehung zum organisch ausgebildeten Menschen, zur Persönlichkeit, dient aber nicht der Selbstliebe, sondern der Gemeinschaft. Goethes Faust bietet eine endliche Befriedigung des Strebens nach Entfaltung der Persönlichkeit. Die Gestalt des Faust ist eine dynamische Steigerung des Humanitätsideals. „Humanität" bedeutet für jene Zeit das Letzte und Höchste, was sie zu sagen hatte.

10. Der Gesamtaspekt der deutschen Bewegung um die Wende des 18./19. Jahrhunderts umfaßt neben Klassik und Idealismus auch die Romantik. Die Romantik ist nicht bloßer Gegensatz zur Klassik. Auf der einen Seite stehen Kant und Schiller, der Fichte der Wissenschaftslehre, auch Wilhelm von Humboldt und der Friedrich Schlegel der ersten Periode; in der Mitte Herder und Goethe, auf der andern Seite die Romantiker und Schelling u. Hegel. Fichtes Bedeutung für die Romantik ist bisher überschätzt worden. Näher steht die Romantik in wesentlichen Voraussetzungen sowohl Herder als Goethe. Kant sowohl wie Fichte waren für die Romantik doch allzusehr Vertreter des reinen Geistes, um ihre Befruchter zu sein. Ergänzend trat Goethe ein. Auch Wilhelm von Humboldts Lehre und Leben zeigt die großen Gefahren eines Solipsismus, groben Egoismus: die ganze Welt ist ihm nur Bildungsmittel für die Einzelpersönlichkeit.

Aber die Romantik geht auch nicht ganz mit Goethe zusammen. Die Gefahr der Verbürgerlichung, die Gefahr einer allzu großen Einordnung ins diesseitige Leben machte Goethe für die Romantik zur Scheuche. Auch Schiller stand der Aufklärung für die Romantik zu nahe. Ein wesentlicher Zug der Romantik scheint, im Gegensatz zur Klassik, die Ablehnung der Aufklärung zu sein. Gemeinsam für beide Richtungen ist das Lebensgefühl, die organische Auffassung des Lebens; die Romantik fand durch dieses Lebensgefühl die Wendung zur Objektivität, zur Natur und zur Geschichte. Das Erfassen des Lebensgefühls geht zusammen mit der Erkenntnis der Totalitätsidee, des Universalitätsideals. Aus ihm heraus wird ein neues Verhältnis zur Kunst begründet, und das Streben der Romantik zur Bildung, zur allgemeinen Bildung, zum Gefühl für das Verwurzeltsein, für das Bedingtsein des Einzelnen zum Ganzen, während Humboldts Bildungsstreben auf persönliche Bildung allein ging, ohne Rücksicht auf die Einordnung in das Ganze.

Ein neues Verhältnis zur Natur, zur Geschichte

geht den Romantikern auf. Das Gefühl des Verwurzeltseins reicht noch tiefer, ins Religiöse, und das ist ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zur Klassik. Nicht das Christliche, und erst recht nicht das Katholische allein, ist das allein Entscheidende. Die romantische Religiösität ist von Schleiermacher in die weiteste Formel gebracht worden: Anschauen des Universums. Religion ist für ihn, und für sie weithin, ein Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott. Der Begriff Mensch und Menschheit erhält in der Romantik einen anderen Inhalt. Mensch sein ist nicht nur die Vollendung der höchsten natürlichen Entfaltungsmöglichkeiten, sondern Mensch sein heißt Verwurzeltsein in zwei Welten. Der Mensch ist ein Wesen, das mit den ewigen Kräften des Alls verbunden ist. Heimisch sein in zwei Welten zugleich, im Diesseits und im Jenseits, das ist das Ideal der romantischen Humanität. So schrieb Novalis seinen Roman „Heinrich von Ofterdingen" im bewußten Gegensatz zu Goethes Wilhelm Meister. Heinrich lebt hienieden verwurzelt, aber zugleich in der andern Welt — Wilhelm wird zum Typus des diesseitigen Menschen. Der Mensch der Romantik gibt sich in der Liebe dem Geliebten hin, der Mensch Goethes ist Egoist und Ausbeuter. Der Mensch der Romantik muß immer mehr werden, als daß er ist, und immer mehr werden, was er ist — der Mensch der Klassik ist vollendet. Erst in der Romantik wird die „deutsche Bewegung" zur deutschen Bewegung. Der Rationalismus, der Idealismus, der Klassizismus werden durch die Romantik vollendet und die deutsche Romantik wird zur Blütezeit der deutschen Literatur, die nur mit der Blüte um 1200 sich vergleichen läßt. Unterschieden werden die beiden Literaturen und Kulturen damit, daß die höfische eine statische ist, die der deutschen Bewegung aber durchaus eine dynamische.

Die Bitte um das „tägliche Brot" oder um das Brot „für morgen"

Von Prof. Dr. F. A. Herzog, Luzern.

Wie ein Laicus („N. Z. Z." Nr. 1976 letzten Jahres) berichtet, kann man jetzt gelegentlich auf Zürcher Kanzeln die Brotbitte des Vaterunsers unter der Form: „Unser nötiges Brot gib uns für morgen" hören.

Daraufhin schrieb Prof. Dr. Ludwig Köhler („N. Z. Z. 2018) der Hauptsache nach folgendes:

Da nun aber ich selber seit mehr als zwanzig Jahren die Bitte in der Form „Gib uns heut unser Brot für morgen" spreche, mag es erlaubt sein, einmal die Gründe dafür zu nennen. Sie bauen sich nicht auf irgendeinem neuen Fund oder jungen Einfall auf, sondern es handelt sich um die deutsche Wiedergabe des griechischen Wortes epiusios, das Matthäus 6, 11 und Lukas 11, 3 steht und herkömmlicherweise mit „täglich" übersetzt wird, und die Gründe, welche gegen diese herkömmliche und zugunsten der Uebersetzung mit „für morgen" sprechen, hat unseres Wissens Jos. Scaliger als erster und er schon 1606 in einem berühmten Briefe entwickelt.

Jährlich heißt Jahr um Jahr. Unser jährliches Einkommen ist das, welches wir in einer Reihe von Jahren beziehen. Täglich heißt Tag um Tag. Unsere tägliche Beschäftigung ist die, welche wir Tag um Tag ausüben. Wir können nicht sagen, unsere tägliche Beschäftigung sei heute Briefschreiben gewesen. Die zwei Wörter „täglich" und „heute" stoßen sich und schließen sich aus. Es leidet darum keinen Zweifel, daß Luther nicht in freier Entscheidung so übersetzte, wie man üblicherweise betet, sondern im engen Anschluß an das cotidianus, mit dem die lateinische Bibel das griechische Wort wenigstens Lukas 11,3 wiedergibt, hielt er sich nicht an die Wiedergabe der lateinischen Bibel in Matthäus 6,11. Da steht nämlich supersubstantialis, was man mit übernatürlich, unkörperlich wiedergeben könnte, und sie vertritt damit die Lehre, nicht das eigentliche Brot als Inbegriff der leiblichen Nahrung sei hier erbeten, sondern eine geistige Speise. Das geht auf Origenes zurück, welcher es als Lügenlehre bezeichnet, im Vaterunser werde um das wirkliche Brot gebetet.

Aber wer glaubt, daß es Pflicht sei, richtig zu übersetzen, gibt ohne weiteres zu, daß die Uebersetzung „für morgen" sich mit den besten Gründen rechtfertigen läßt. In Zürich wird es nicht ohne Wert sein, wenn ich erzähle, daß ich mich noch gut entsinne, wie vor Jahren der große Kenner der griechischen Sprache, Adolf Kägi, in der Bibelkommission dieser Uebersetzung entschieden beipflichtete. Es könnten noch mehr Autoritäten genannt werden, so Paul W. Schmiedel und Friedrich Blaß, die beiden Grammatiker des neutestamentlichen Griechisch, oder Theodor Zahn, der große konservative Exeget. Weizsäcker allerdings sagt an beiden Stellen, wo das Unservater vorkommt, nicht „tägliches", sondern „nötiges Brot", wie Laicus schon hervorgehoben hat.

Das in Frage stehende Wort kommt leider, wie schon Origenes anmerkt, nur an den beiden Bibelstellen und in einer dritten altchristlichen Wiedergabe des Unservaters, in der sogen. Didache, vor. Vor ein paar Jahren machte ein Schweizer, Albert Debrunner, der der Uebersetzung „für morgen" mit Bedenken gegenübersteht, auf einen schon 1889 gedruckten Papyrus aufmerksam, in dem man endlich einmal einen Beleg für das Wort hätte, der nicht von der Bibel abhängig ist und um so mehr uns besagen könnte, was das Wort im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet hat. Der Papyrus enthält die Fetzen eines antiken Wirtschaftsbuches, und der

Zusammenhang ist nicht so klar, wie man wünschen möchte. Noch mehr: man mag zweifeln, ob in ihm überhaupt unser Wort oder ein nur durch einen kleinen Strich davon unterschiedenes steht, welches „zum Opfer bestimmt" bedeuten würde. (ΕΠΙΟΥΣΙΟΝ-ΕΠΙΘΥΣΙΟΝ [Der Ref.]) Ueber diese Sache gilt es zunächst Klarheit zu schaffen. Freundliche Vermittlung hat uns in die Lage versetzt, darüber an der Quelle Nachfrage zu halten, bei Bell, dem Verwalter der Papyrusschätze des Britischen Museums, und dann bei Flinders Petrie, der den Papyrus gefunden hat. Erst in diesen Tagen schrieb mir Petrie, daß man zur Stunde nicht weiß, wo der Papyrus ist, aber man sucht ihn. Glückliches Britannien, das so mit der Ueberfülle seiner Papyrusschätze umgehen kann!

So weit Prof. Dr. Ludwig Köhler.

Dagegen ist vor allem einzuwenden, daß die Uebersetzung „täglich" doch nicht so ganz ungeschickt ist. Täglich kann auch „das einem Tage Zugehörige" bedeuten, ja, es kann im Zusammenhange eben gar nicht anders gemeint sein. Die Schwierigkeit besteht bloß darin, daß offenbar nicht erst die deutsche und nicht erst die lateinische, sondern schon die griechische Uebersetzung einen Tastversuch darstellt, ein semitisches Wort zu übersetzen. Welches hebräische Wort kommt in Frage?

Unter den Worten Agurs, des Sohnes Jakobs, findet sich im Buche der Sprüche eine schöne Stelle über Armut und Reichtum, 30, 7—9:

„Zweierlei bitte ich von dir, weigre es mir nicht, bevor ich sterbe: Falschheit und Lügenwort halt fern von mir, Armut und Reichtum gib mir nicht, speise mich mit dem mir bestimmten Brot, damit ich nicht, satt geworden, verleugne und sage: Wer ist Jahwe? Und damit ich nicht, arm geworden, stehle und mich vergreife am Namen meines Gottes."

In gereimten, möglichst an das Urversmaß sich anschließenden Versen:

Zwei Dinge laß mir werden,
Gewähr sie mir auf Erden:
Nie laß mir nah'n
Betrug und Wahn.
Nie schick' mir Glanz, nie Not,
Schaff' bloß mein täglich Brot,
Daß ich nicht schwelgend spotte
Und höhne meinem Gotte,
Daß ich nicht darbend stehle
Und fluchend mich verfehle.

Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß hier der Weise Gott bittet, er möge ihn als rechtschaffenen Menschen erhalten. So bittet er auch, Gott möge sowohl Reichtum wie Armut von ihm fernhalten, weil beide der Rechtschaffenheit gefährlich sind. Der Reiche vergißt Gott und höhnt ihn innerlich durch ein überstiegenes Selbstherrlichkeitsgefühl und gelegentlich auch äußerlich durch übermütige Reden. Der Arme dagegen wird versucht, durch unerlaubte Mittel sich Besitz zu verschaffen, er wird zum Diebe, oder aber er flucht seinem Geschicke und damit Jenem, der ihm dieses Geschick bestimmt hat; er stößt Gotteslästerungen aus (Isaia 8, 21). Darum bittet der Weise bloß um das ihm zugemessene, gerade ausreichende tägliche Brot. Choq bedeutet gemäß Ez. 16, 27; 45, 14, Job 23, 14; 31, 15, Ex. 5, 14 ein zugemessenes Stück, ein bestimmtes Pensum.

Das „tägliche Brot" des Vaterunsers ist bei „Aldus Manutius, Alphabetum Hebraicum", Venedig zirka 1501 mit „lachmenu hathemidi" übersetzt. Thamid aber bedeutet Fortdauer, Regelmäßigkeit und paßt darum für die sogenannten täglichen Opfer. Es war darum meines Erachtens ein guter Griff, daß man später zur Uebersetzung dieser Vaterunser-Bitte auf den hier in Behandlung stehenden Spruchbuchvers 30, 8c zurückgriff. So übersetzt Strack „unser tägliches Brot" mit Lechem chuqqénu, ja Schilling setzt in seinen Preces quotidianae (hebraice et latine) Lugduni 1880 ohne weiteres unsern Spruchbuchvers in die Mehrzahl, bloß das „heute" ergänzend. Unzweifelhaft mit Recht. Damit ist der Erklärung der griechischen Uebersetzung des quotidianum mit epiousios der Weg gewiesen. Die alttestamentliche Parallele ist gefunden und es geht nicht an, auf epiousios griechisch-philologische Spekulationen aufzubauen. Das Zürchersche „Morgenbrot" scheidet damit aus.

Auf jeden Fall ist es klar: wir haben Spr. 30, 8 eine Parallele zur Vaterunser-Bitte. Der Unterschied liegt bloß im „heute".

Der alte Weise bittet um eine mittelständische Existenz, der Christ aber bloß um ein mittelständisches Auskommen je für Tag um Tag.

Der Gedankengang des alten Weisen findet sich auch in der ägyptischen Literatur, in der Lehre für den König Meri-ka-Re. Erman (Die Literatur der Aegypter, Seite 111) übersetzt die Stelle folgendermaßen: „Mache deine Räte groß (wohlhabend), damit sie nach deinen Gesetzen handeln, denn wer reich ist in seinem Hause, der ist nicht parteiisch; er ist (ja) ein Besitzender, der keine Not leidet. Der Geringe (Arme) aber redet nicht nach dem, was für ihn recht wäre, und einer, der „hätt' ich doch" sagt, ist nicht gerecht. Er ist parteiisch für den (zu Gunsten dessen), der eine Bezahlung für ihn hat."

H. Kees hat in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 1927, Seite 76 nun nachgewiesen, daß dieser königliche Weisheitssatz nicht bloß uraltes ägyptisches Weisheitsgut ist, sondern auch bereits seit der Anfangszeit der zwölften Dynastie (2000 v. Chr.) als Kriterium für die Beurteilung der Beamten etliche Male auch literarisch verwendet wurde.

So sagt z. B. ein Beamter Sesostris I. von sich: „Ich war einer, der die Rechtsfälle richtig verhörte, der nicht parteiisch war zu Gunsten eines Entgelt-Zahlers, d e n n i c h w a r r e i c h."

Eine gewisse Anwendung dieses Grundsatzes finden wir auch bei Tiberius, der die Statthalter möglichst lange in den Provinzen haushalten ließ, damit diese nach der ersten Befriedigung ihrer Habsucht alsgemach etwas schonender würden.

Auch der alte Grundsatz, den Staat durch unbezahlte Beamte, ehrenamtlich, verwalten zu lassen, geht letzten Endes auf diese also schon von den Aegyptern empfundene Weisheit zurück.

Den Reichtum als Vorbeugungsmittel gegen Parteilichkeit aufzufassen, ist allerdings recht unvollkommen, „vom Bösen".

Vollkommener ist schon der biblische Satz:

Nie schick' mir Glanz, nie Not,
Schaff nur mein täglich Brot.

Am vollkommensten aber ist die Vaterunser-Bitte: „Gib uns h e u t e unser tägliches Brot."

Damit ist aber auch gesagt, daß wir mit allem Recht beim „täglichen" Brote bleiben und das supersubstantialis als Uebersetzungsversuch ablehnen.

Zunftstube

Wieviele Weltsprachen gibt es?

Wenn die Bedeutung einer Sprache allein davon abhinge, wieviele Millionen sie sprechen, dann würde das Chinesische weitaus die wichtigste Sprache der ganzen Welt sein, denn es wird in der Tat von einem vollen Viertel der Menschheit, von rund 400 Millionen, gesprochen.

Nun ist das ja keineswegs der Fall, da die Wichtigkeit einer Sprache in erster Linie von ihrem kulturellen Wert, von ihrer Literatur und von ihrer Bedeutung als Verkehrs- und Handelssprache abhängt. Aus diesem Grunde haben oft kleine Sprachen verhältnismäßig große Bedeutung, aber als Weltsprache kann man doch nur solche bezeichnen, die in verschiedenen Erdteilen von großen Menschenmassen auf weiten Landgebieten gesprochen werden.

Nach dem Chinesischen wird das Englische auf der Welt von den meisten Menschen gesprochen; für rund 200 Millionen ist es in allen Erdteilen die Muttersprache, und viele Millionen aller Menschenrassen sprechen es mehr oder minder gut als Fremdsprache. Das Englische ist heute als moderne Handels- und Verkehrssprache von größter Wichtigkeit. Es breitet sich ständig weiter aus und dient nicht nur in Nordamerika und in allen englischen Kolonien, sondern auch in Aegypten, in Vorderasien, in Persien, China und Japan dem Europäer als Verkehrssprache.

Etwa 125 Millionen sprechen es in der Union und in Kanada, fast 50 Millionen in England, während der Rest der englisch Sprechenden auf Südafrika, auf Australien, Neuseeland, Ozeanien, Indien usw. entfällt.

Der rein zahlenmäßigen Ausbreitung nach steht heute an dritter Stelle das Russische mit 130 Millionen und an vierter Stelle das Deutsche mit etwa 100 Millionen. Aber während das Russische als Kultursprache sich mit dem Deutschen wohl kaum vergleichen kann, hat es den Vorteil eines ungeheuren Verbreitungsgebietes von der Ostsee bis zum Gelben Meer, was ihm in Zusammenhang mit der Fruchtbarkeit des russischen Volkes eine bedeutende Zukunft sichert. Das Deutsche ist auf einen engen Raum in Mitteleuropa zusammengedrängt. Die hohe Bedeutung, die es als Kultursprache genießt, wird wohl einerseits durch die deutsche Schrift, andererseits aber auch durch eine relativ geringe räumliche Ausbreitung stark beeinträchtigt.

An fünfter Stelle steht etwa mit 80 Millionen das Spanische, dessen kultureller Wert ebenfalls geringer ist als der des Französischen, des Deutschen oder des Englischen, das aber ein unermeßliches Verbreitungsfeld in der neuen Welt hat, welches ihm bei der rasch steigenden Bedeutung dieser Länder eine große Zukunft sichert. Immerhin ist das Spanische auch nicht über die ganze Welt verbreitet, sondern, wenn man von Spanien absieht, nur die südamerikanische Sprache.

Die Bedeutung des Französischen als Weltsprache ist bekannt. Das Französische, das bekanntlich außer in Frankreich und Belgien auch in einem Teil der Schweiz, in Kanada und in den Kolonien von insgesamt 50 Millionen gesprochen wird, dient auf der ganzen Welt als internationales Verständigungsmittel. Seine hohe kulturelle Bedeutung steht unbestritten da, die Gebildeten aller Länder sprechen es.

Als letzte in der Reihe der großen Weltsprachen wäre noch das Portugiesische zu nennen. Dieses folgt in der Tat, über Kontinente und Meere verbreitet, als Kolonial- und Seesprache gleich auf das Englische, wenn auch in weitem Abstand. Insgesamt sprechen über 40 Millionen Portugiesisch, davon über 30 Millionen in Brasilien, der Rest in Portugal und Afrika, Indien und Südasien. Trotzdem es eine erhebliche Verbreitung hat und in Brasilien und in Afrika eine bedeutsame Zukunft vor sich hat, wird seine kulturelle Bedeutung nicht allzuhoch eingeschätzt.

Damit ist die Reihe der „großen Weltsprachen" abgeschlossen. Nur zwei erreichen noch die Fünfzig-Millionen-Grenze, nämlich Italienisch und Japanisch, beide sind jedoch fast gänzlich auf das Mutterland beschränkt.

Gegen die genannten Sprachen sind die anderen im Weltverkehr bedeutungslos. In New York leben heute mehr Menschen als auf dem ganzen Balkan mit seinen verschiedenen Sprachen und Nationen,

London hat mehr Einwohner als Rumänien vor dem Kriege. („Elsässer Volksstimme".)

Die humanistischen Studien in Amerika. In den Vereinigten Staaten lernen an 1700 höhern Schulen 940,000 Schüler Latein, aber nur etwa 900,000 Schüler moderne Sprachen; auf den 609 Colleges und Universitäten studieren 36,000 Studenten Latein, 14,000 Griechisch. Gegenwärtig herrscht Mangel an Lehrern des Griechischen und Lateinischen. (Wiener-Blätter, 1927, 8. H., S. 185.)

Latein und formale Spracherziehung. Aus einer Denkschrift der Gesellschaft für deutsche Philologie: „Es ist ein Irrtum, daß die deutsche Sprachlehre in erster Linie berufen sei, die Grundkategorien des Sprachverständnisses zu vermitteln und so für allen grammatischen Unterricht in den Fremdsprachen den Grund zu legen. Man erweckt und schärft das Sprachbewußtsein am besten durch den Vergleich mit andern Sprachen. Das Latein wird nach wie vor für formale Spracherziehung die beste Grundlage bilden, und es ist, wie das schon Jakob Grimm betonte, sogar ein Vorteil für das reine Sprachfühlen in der Muttersprache, wenn nicht an ihr jene theoretische und logische Schulung geübt wird."
(Wiener-Blätter, 1927, 8. H., S. 185.)

Eine Parallele.

Der hl. Burkard, Pfarrer von Beinwyl, besaß einen Raben. Das Gesinde glaubte von diesem, daß er dem Heiligen jeweilen alles berichte, was es während des Hausherrn Abwesenheit getrieben habe. Um den Verräter loszubekommen, sperrten Knecht und Magd ihn einmal an einen ganz dunklen Ort ein, um unbehelligt einen Schmaus zu halten. Als der Pfarrer dann heimkam, schrie der Rabe um Befreiung und klagte dann das Gesinde an.

So die eine Version, die von Murer. Die andere aber, von Cysat stammend, berichtet, der Pfarrer habe zwei Krähen gehabt, und das Gesinde habe die eine von diesen getötet und vergraben, aber der Pfarrer habe das durch übernatürliche Einsicht bei seiner Heimkehr sofort gemerkt und die tote Krähe ausgegraben und wieder lebendig gemacht.

So erhält der Heilige der einen Version sein Wissen von einem Raben, nach der andern durch göttliche Eingebung.

Etwas Aehnliches findet sich in Pindars 3. pythischem Siegesgesang. Da heißt es: „Apollon merkt alles sich bei seinem getreuesten Rat, dem alleserfassenden Geist, unberührt von Lügen bleibt er."

Sonst aber weiß die Sage, daß ein Rabe dem Apoll z. B. den Treubruch der Koronis gemeldet habe. F. A. H.

Bücherecke

Fluck, Dr. Hans, **Deutsche Poetik.** 101 S. Paderborn 1927. Ferd. Schöningh.

Die Freunde von Sommers „Grundzüge der Poetik" werden dem Verlag dankbar sein, daß er an Stelle des vergriffenen Büchleins in gleich handlicher Form und ebenso mäßigem Umfang eine Neuerscheinung treten ließ, die nicht bloß stofflich mehr bietet, als die frühere Fassung, sondern diese auch in methodischer Hinsicht weit übertrifft. Hier findet sich keine kalte Aneinanderreihung von Definitionen; der Schüler wird vielmehr angewiesen, alle Gesetze aus den vorausgeschickten Beispielen selbsttätig abzuleiten. In den Zitaten, wie in der ganzen Behandlungsweise kommt auch die Moderne zu ihrem vollen Recht. Das warmblütige, auf der Höhe der literarischen Forschung stehende Werklein wird sich die Herzen der Jugend im Sturme erobern. In der hoffentlich bald folgenden Neuauflage wünschten wir ein alphabetisches Sachverzeichnis sehen. Es würde die Benützung der Schrift wesentlich erleichtern. R. L.

Sonntagschristenlehren für die reifere Jugend, methodisch bearbeitet für Seelsorger und Katecheten, von F. X. Achermann, Sentipfarrer in Luzern. Band 1: Vom Glauben. Limburg a. L. 1928. Verlag von Gebr. Steffen.

Diese Sonntagschristenlehren haben im Kreise der Volksseelsorger dankbare Aufnahme gefunden, sind aber auch für den Katecheten der studierenden Jugend ein willkommenes und wertvolles Hilfsmittel. Der erfahrene Pfarrer behandelt in gründlicher, systematischer Weise in 60 Katechesen die Hauptwahrheiten der Glaubenslehre im Anschluß an das Apostolikum. In der Vorrede erklärt er selbst, daß einzelne Partien des vorliegenden ersten Bandes vielleicht als zu hoch und über das Mittelmaß der Aufnahmefähigkeit der reiferen Jugend hinausragend angesehen werden. Doch gerade für die studierende Jugend ist die eingehendere Behandlung der Fundamentalfragen und der Gotteslehre von besonderem Wert. Diese Christenlehren sind der richtige Vorbereitungsstoff, um gute Einteilungen, klare Begriffe und tiefere Begründungen schnell zur Hand zu haben. Die Ergänzung der Katechesen durch Beispiele und Erfahrungen läßt sich leicht noch finden. Der hochw. Herr Verfasser wird sich nicht täuschen, wenn er erwartet, daß seine Christenlehren gerade von den Katecheten in den Unterstufen der Mittelschule dankbar entgegengenommen werden.
Dr. P. R. M.

14. Jahrgang Nr. 6 27. September 192[illegible]

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelb[illegible]

Inhalt: Alliteration bei Augustinus und Thomas von Aquin — ΕΠΙΟΥΣΙΟΣ — Humanismus und neuzeitliche Literatur in Deutschland — Die Heimat des hl. Pirmin — Bücherecke —

Alliteration bei Augustinus und Thomas von Aquin

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Jedermann kennt die ausschlaggebende Bedeutung, die dem sog. Stabreim in der altgermanischen Dichtung zukommt. Davon zeugen ja auch heute noch die zahlreichen alliterierenden Wendungen und Wortverbindungen, wie sie uns „stets und ständig“ in Wort und Schrift entgegengetreten, oft ohne daß wir uns dieses Kunstmittels überhaupt noch bewußt sind. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß auch im klassischen Schrifttum der alten Griechen und Römer die Alliteration eine gar nicht so belanglose Rolle gespielt hat, und erst recht wird bei manchem Verwunderung auslösen die Feststellung der Tatsache, daß selbst die Größen des christlich-lateinischen Schrifttums die rhetorische bzw. poetische Figur der Alliteration keineswegs verschmäht, vielmehr bei Gelegenheit recht ausgiebigen Gebrauch von ihr gemacht haben. Und doch ist das bei Augustinus, dem einstigen Schüler und Lehrer der Rhetorik, von vornherein gar nicht anders zu erwarten.[1])

Greifen wir, um uns von der Art und dem Umfang der augustinischen Alliteration ein Bild zu machen, einmal die ersten fünf Bücher der großartigen Civitas Dei heraus!

I, 5 fin : perditi et patriae parricidae
I, 6 : recolamus respiciamusque
I, 8 : virtus et vitium
preli pondere
I, 10 : nec prodere nec perdere
I, 12 : dura et dira
I, 17 : perpetret peccatum proprium
I, 19 : concupiscendo . . . commiserant
I, 20 : cavendi carendive
I, 21 : culpatus crudelitatis crimine
I, 33 : stantibus moenibus, ruentibus moribus
I, 35 : conexos communione sacramentorum nec . . . sorte sanctorum
alienis a contrario comparatis claris
II, 2 : lapides et ligna
non murorum, sed morum munimenta
II, 14 : poetas urbe pellentem cum deorum divinitate
levitati lasciviaeque
II, 20 : quid alienae vineae potius quam quid suae vitae
II, 23 : Marius a miserantibus Minturnensibus Maricae
II, 24 : dominatu daemonum
II, 25 : vel malitia vel miseria
II, 26 : universi undique
II, 29 : pietate purgatur atque perficitur, impietate autem dispergitur et punitur civitas clarior, ubi victoria veritas
III, 1 : si villam malam habeant, quam si vitam quasi hoc sit hominis maximum bonum habere
III, 4 : latum locum
III, 7 : iratus incendit vel potius penitus (extinxit)
ib. : quam meliori causae Romanorum civitatem servare
et contra parricidam Romanae rei publicae portas claudere
ib. : civitatem Romanis cognatam displicebat diis
promittebant et praenuntiabant daemones ad decipiendum
ib. : illud enim posse permissi sunt, non unde probarentur potentes, sed unde praesentes convincerentur

[1]) Der Inhalt seines ganzen bisherigen Lebens war ein Kult der rhetorischen Form; Gegenstand und Mittel dieses Kultes ist „das Wort“. (J. Balogh, Augustinus „alter und neuer Stil“ in „Die Antike“ III (1927) S. 360.)

III, 14 : sponsi spolia
ib. : obstaculis insanae opinionis
III, 17 : non solida beatorum gaudia fuerunt, sed inania solacia miserorum et ad alia atque alia sterilia mala subeunda inlecebrosa incitamenta minime quietorum
ib. : foedus cum eis foedum
III, 18 : quam longe lateque tot regiones terraeque vastatae sunt
ib. : tunc magno metu perturbata Romana civitas ad remedia vana et ridenda currebat
III, 20 : fracto foedere — frangeret fidem
ib. : pasta perhibetur — obsessa oppressa
ib. : fructu felicitatis — de miseria murmurare
III, 22 : fortasse etiam ferientium fuerunt
III, 23 : praecedente prodigio — variisque vocibus
III, 24 : periculosissimum .. perniciosissimum
III, 25 : vivere voluerunt — fana fecerunt
IV, 8 : aristas avidas
IV, 9 : nomine nuncupari
V, 9 : neque negamus neque fati vocabulo nuncupamus
V, 10 : necessitas nostra illa dicenda est, quae non est in nostra potestate, sed etiamsi nolimus . . .
V, 17 : si illi, qui imperant ad impia et iniqua non cogant
ib. : haberi debuit honor humanus

Schon diese wenigen Proben, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, dürften einen Begriff geben von der Virtuosität und Vielseitigkeit, mit der der große Kirchenvater das Kunstmittel der Alliteration handhabt. Substantive, Adjektive, Adverbien, Verben usw. in wechselseitiger Neben- und Unterordnung, unmittelbar nebeneinanderstehend oder durch andere Worte getrennt: alles wird in den Dienst einer bewußt künstlerischen Stilgebung gezwungen. Nicht nur zwei, sondern auch drei, vier Wörter sind Träger der Alliteration; fast sämtliche Buchstaben des Alphabetes sind daran beteiligt, mit besonderer Vorliebe allerdings das p. Daß b und g sowie der Vokal e in unserem Material fehlen, ist wohl kaum mehr als das Spiel des Zufalls; anders steht es mit q, x, y, z, die als Doppellaute bzw. Fremdbuchstaben sich weniger eignen. Häufig muß die Alliteration dazu herhalten, andere rhetorische Figuren wie Antithese, Paronomasie, Assonanz und Reim zu stützen und hervorzuheben. Auch verschiedenartige Alliteration in ein und demselben Satze ist uns im Vorstehenden schon begegnet. Doch mögen noch einige längere Beispielsätze die kunstvolle, oft geradezu verwickelte Art der Verschränkung bezw. Verflechtung anschaulich machen:

II, 4 : Verum tamen pertinebat ad consultores deos vitae bonae praecepta non occultare populis cultoribus suis, sed clara praedicatione praebere, per vates etiam convenire atque arguere peccantes, palam minari poenas male agentibus, praemia recte viventibus polliceri.
II, 22 : dii custodes eius populo cultori suo dare praecipue vitae ac morum praecepta debuerunt
II, 26 : Foris itaque populis celeberrimo strepitu impietas impura circumsonat, et intus paucis castitas simulata vix sonat: praebentur propatula pudendis et secreta laudandis; decus latet et dedecus patet . .

Gewiß sind nicht alle Proben gleichartig; manche scheinbare Alliteration mag auf Zufall oder Notwendigkeit oder auch unbewußter Gewöhnung beruhen; aber es bleibt genug, um die These zu begründen: Augustinus macht von der Alliteration weitgehenden und meisterhaften Gebrauch.

Kann diese Tatsache bei dem rhetorisch durchgebildeten Kirchenvater nicht Wunder nehmen, so scheint es doch auffällig, daß selbst ein aller Rhetorik abholder, ganz auf Sachlichkeit eingestellter Autor wie der Fürst der Scholastik, der hl. Thomas von Aquin, es nicht verschmäht hat, auch in puncto alliterationis in den Fußstapfen des hochverehrten Doctor gratiae zu wandeln. Natürlich können die philosophischen Lehrschriften hier kaum in Betracht kommen, aber die herrlichen Hymnen des Fronleichnamsoffiziums bieten eine nicht unergiebige Fundgrube dar. Geben wir sie der Reihe nach durch, zunächst also das Pange lingua:

fructus ventris generosi rex effudit gentium
(Vgl. auch glorioso am Versende!)
sui moras incolatus miro clausit ordine.
ad firmandum cor sincerum sola fides sufficit [1])
praestet fides supplementum sensuum defectui.

Im Hymnus der Matutin bieten gleich die Eingangsworte Alliteration:

sacris solemniis .. et ex praecordiis sonent praeconia
noctis recolitur coena novissima,
qua Christus creditur agnum et azyma
priscis indulta patribus
expletis epulis corpus Dominicum datum discipulis
dedit fragilibus corporis ferculum
sic sacrificium istud instituit
solis presbyteris, quibus sic congruit, ut sumant et dent ceteris
O res mirabilis! manducat Dominum . .

In dem Laudeshymnus sind folgende Verse zu beachten:

Verbum . . . venit ad vitae vesperam.

[1]) Hält man die vorhergehende Reihe „et si sensus deficit" dazu, so haben wir in deficit und sufficit die Verwendung zweier Kompositа desselben Simplex in der Antithese, wie sie für Augustinus so bezeichnend ist.

se moriens in pretium, se regnans dat in praemium.

Auch die Sequenz der Messe gibt einiges her:

Sion Salvatorem ... panis vivus et vitalis hodie proponitur duodenae datum

Vetustatem novitas, umbram fugat veritas, noctem lux eliminat

Docti sacris institutis, panem, vinum in salutis firmat fides, caro cibus ... mors est malis ... nec status ... nec statura.

ΕΠΙΟΥΣΙΟΣ

Eduard v. Tunk, Immensee.

In letzter Nummer der „Mittelschule" hat Prof. Dr. F. A. Herzog, Luzern, die Frage des vielumstrittenen Wortes in Zusammenhang gebracht mit seinen Entsprechungen im Semitischen. Wie bei allen ähnlichen Fällen wird auch hier dieser Weg der empfehlenswerteste sein; denn wenn auch das Neue Testament in griechischer Sprache uns überliefert ist, dürfen wir nie vergessen, daß jene Männer, die es niederschrieben, das Griechische nicht zur Muttersprache hatten. Dennoch wird es aber nicht uninteressant sein, unser Wort auch vom Standpunkte des Altphilologen aus zu betrachten. Ohne ein Urteil in dieser Sache abzugeben, möchte ich darum zwei Meinungen mitteilen, welche im Laufe des Jahres 1927 in der „Philologischen Wochenschrift" (47. Jahrgang) geäußert wurden.

In einem kurzen Artikel „Zu ἐπιούσιος" (Nr. 29 vom 16. Juli, Sp. 889 ff.) von Ferd. Stiebitz (Brünn) vernehmen wir folgendes: Ein Papyrus aus Fajûm (Flinders Petrie Hawara 34,245 = Preisigke SB 5224, also derselbe, auf den Prof. Dr. Ludw. Köhler in der „N. Z. Z." 2018 verwies, wenn er auch die Möglichkeit einer anderen Lesart hervorhob — vgl. den eingangs erwähnten Artikel in dieser Zeitschrift) bietet die Aufzählung verschiedener wirtschaftlicher Bedarfsartikel (ἐρεβίνθων, καλάμων, ἐλαίου u. dgl.) und hat auch den Vermerk (Z. 20): ιε̄ ἐπιουσί/ων/C. Hiezu bemerkt Stiebitz: „Dieser Posten ist unter den anderen konkreten wirtschaftlichen Bedarfsartikeln ziemlich auffällig; es ist klar, daß man durch den Ausdruck τὰ ἐπιούσια auch etwas Konkretes aus der Wirtschaft bezeichnete, aber etwas allgemeineres als die übrigen ganz bestimmt präzisierten Utensilien: Erbsen, Stroh, Oel usw." Stiebitz berichtet nun von einer pompejianischen lateinischen Wandinschrift (CIL IV suppl. g), in der auch ähnliche wirtschaftliche Bedarfsartikel notiert werden, u. zw.:

oleum l(ibra) a.IV
palea a. V
faenum a.XVI
diaria[1]) a. V
furfure a.VI
viria[2]) Ia.[.]
oleum a.VI

Unter Berufung auf den Thesaurus L. L. und Pauly-Wissowas Realenzyklopädie erklärt nun Stiebitz das hervorgehobene Wort: „Diaria (sc. cibaria) bedeuten bekanntlich als Plurale tantum die besonders für Sklaven, Soldaten, Arbeiter u. dgl. bestimmte Tageskost[3]), wobei durch dieses Wort immer die Vorstellung eines beschränkten Quantums (Horat. epist. I 14, 40) und einer geringfügigen Qualität (Petron. 24, 7) durchdringt; außerdem bezeichnet es auch die den Tieren zugeteilte Tageskost (z. B. Petron. 136, 4 Gänsefutter). Die Glossatoren erklären das Wort diaria folgendermaßen: „a cibo, sed unius diei" (C G J L IV 507, 45; V 540, 23); „cibus unius diei" (V 597, 20). Pseudoacro ad Hor. epist. I 14, 40: „«Diaria» aliter cibaria — Diaria sunt certa *stipendia cottidiana*[3]), quae et salaria. — *Victus*[3]) scilicet *cottidianus*[3]), qui mensuratim servis attribuitur." In der zweiten Anmerkung des Pseudoacro hören wir auch von der anderen Bedeutung, die das Wort diaria (oder auch Sp. diarium, vgl. C G J L V 618, 44) hat, nämlich der Tagessold[3]). So lesen wir auch bei den Glossatoren: IV 330, 34 a „cottidianaria salaria", V 597, 29 a „quotidianaria salaria." Tatsächlich ist es dasselbe, denn es handelte sich dabei entweder um Deputat oder seine Reluierung."

Da nun im Papyrus aus Fajûm ἐπιουσίων in ähnlicher Umgebung steht, wie diaria in der pompejianischen Wandinschrift, können nach Stiebitz die Ausdrücke diaria und τὰ ἐπιούσια identifiziert werden; beide dürften demnach die für den Tag bestimmte Kost (oder Lohn) bezeichnen.

Stiebitz geht nunmehr auf die Etymologie unseres Wortes ein und bringt folgende Erklärung: „Es ist ja ganz natürlich, daß die Nahrungsmittel (das Deputat) dem Gesinde im voraus zugeteilt werden; falls also die Zuteilung täglich erfolgte, so jedesmal auf den folgenden Tag, εἰς τὴν ἐπιοῦσαν ἡμέραν. Wenn darnach die Bezeich

[1]) Durch Stiebitz gesperrt; übrigens dürfte dadurch das ἐπιουσίων gegenüber ἐπιθυσίων (vgl. Köhler bei Herzog) gerechtfertigt sein, wenn nicht tatsächlich der Papyrus Θ statt Ο bietet.

[2]) Stiebitz bemerkt hiezu: „Schwerlich richtig vielleicht vicia? Orelli las ursprünglich virga."

[3]) Von Stiebitz gesperrt.

nung τὰ ἐπιούσια die für jeden folgenden Tag[3]) zugeteilte Kost bedeutete, dürfte das Wort sehr leicht zu einem terminus technicus geworden sein für den Begriff „cibus unius diei, victus cotidianus, diaria." Die Vorstellung, es handle sich um die Kost für den folgenden[3]) Tag, konnte dabei zur Nebenvorstellung herabsinken; überwiegen konnte nur das Bewußtsein, es werde damit die Tageskostportion gemeint."

Somit besteht nach Stiebitz die lateinische Uebersetzung „panis cotidianus" und die deutsche „tägliches Brot" zu Recht.

Zu gleichem Ergebnis, wenn auch auf etwas anderem Wege, kommt in Nr. 37 vom 10. September, Sp. 1129 ff., Christian Rogge (Neustettin) in „Ἐπιούσιος und kein Ende." Rogges Artikel wurde verfaßt, ehe der Autor Stiebitz's Ausführungen gelesen hatte. In einer nachträglichen Anmerkung äußerte sich Rogge über den anderen Artikel also: „Ich kann der Arbeit in vielem zustimmen, fühle mich aber doch nicht veranlaßt, meine zugleich grundsätzlichen Ausführungen zu ändern."

Das „Grundsätzliche" Rogges wird durch folgende Ausführungen dargestellt: „Man legt gemeinhin, und so auch hier, für einen Ausdruckswandel oder eine Neuschöpfung den Ausgangspunkt fest, von dem aus man sich unter Berufung auf sogenannte Lautgesetze logisch[4]) und in gerader Linie die Fortentwicklung vorstellt bis zu dem Neuen hin, das man erklären will. So wird zwar zumeist das Woher und Wohin festgelegt, das Wie des Verlaufs aber nicht befriedigend geklärt. Das möchten wir hier unternehmen." Dieses Vorgehen nennt der Autor psychologisches[4]) Verfahren.

Dieses Verfahren führt Rogge vor an Beispielen aus der lateinischen und deutschen Sprache, bei denen wir uns hier nicht aufhalten können. Zu unserem Worte erwähnt der Verfasser die drei Erklärungsversuche, die heute noch zur Verhandlung stehen, nämlich: 1. ἄρτος ἐπιούσιος aus ἐπί und οὐσία, „für das Dasein, das Leben nötig"; 2. „das Brot für den kommenden Tag," ἐπιούσιος von ἡ ἐπ—ιοῦσα (ἡμέρα) zu ἰών, εἶμι „gehe", „der kommende, folgende (Tag)"; 3. „Das Brot für den laufenden Tag", ἐπιούσιος aus ἐπί und [ἡ] οὖσα ἡμέρα.

Die erste Erklärung habe Verdacht erregt, da sie sprachrichtig anfechtbar sei, das ι hätte elidiert werden und das Wort ἐπούσιος lauten müssen. Die dritte Deutung gab Debrunner, dem die erste und zweite nicht genügte, doch falle auch hier die nicht eingetretene Elision des ι auf, außerdem sei es zweifelhaft, ob ἡ οὖσα ἡμέρα der laufende[4]) Tag sein könne.

Rogge fühlt sich darum gleichfalls veranlaßt, unser Wort zusammen zu bringen mit ἰέναι, , also zu zerteilen in ἐπ—ιούσιος. Daran könne kein Zweifel sein, weil in den beiden anderen Fällen das ι hätte elidiert werden müssen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes wäre also unbestreitbar „dem Bedarf des folgenden Tages dienend."

Hingegen fährt Rogge dann fort, es sei „ebenso sicher, daß dieser Ursprung früh verkannt und das Wort mißverständlich statt in ἐπ—ιούσιος in ἐπι—ούσιος zerlegt und so mit οὐσία „Lebensbedarf" in Verbindung gebracht wurde[4])."

Aus Raumgründen müssen wir darauf verzichten, die Parallelerscheinungen im Deutschen, deren Rogge Erwähnung tut, hier zu erörtern; auch verweisen wir für die Begründung, daß ἐπιούσιος tatsächlich als ἐπι—ούσιος von den Alten verstanden wurde, auf den zitierten Artikel der „Philologischen Wochenschrift". Nur möchten wir anfügen, daß Rogge auch für das seltene Vorkommen unseres Wortes eine Erklärung gefunden zu haben glaubt, nämlich „darin, daß Wörter eines starken Ausdrucksgehaltes aus der Umgangssprache ebenso schnell verschwinden, wie sie plötzlich auftreten."

Stiebitz sowohl wie Rogge führen das Wort auf ἐπί und ἰέναι zurück, die Urbedeutung wäre also „für den folgenden Tag", „für morgen"; beide Ausführungen endigen aber in der Feststellung, daß die tatsächliche Bedeutung dieser etymologischen Urbedeutung nicht entspricht. Die Geschichte der Bedeutung von ἐπιούσιος erzählen die zitierten Artikel allerdings verschieden. Nach beiden ist aber die Uebersetzung durch „cotidianus, täglich" die einzig richtige.

Wir haben demnach, auch vom altphilologischen Standpunkte aus, keinen Grund, von der Uebersetzung „tägliches Brot" abzugehen. Diese Feststellung scheint aber nicht unwichtig. Denn es ist nicht gleichgültig, ob wir ein griechisches Wort in der Ueberlieferung des Neuen Testamentes aus seiner Sprache heraus richtig und sinngemäß erklären, oder ob wir nur mit Mühe und Not den Sinn eines griechischen Wortes erklügeln können durch die Feststellung, daß es den oder jenen Inhalt haben müsse. Wenn sich aber semitische und griechische Sprachwissenschaft die Hand reichen können, dann ist unsere Sinnerfassung nach beiden Seiten hin gerechtfertigt.[5])

[3]) Von Stiebitz gesperrt.

[4]) Von Rogge gesperrt.

[5]) Weitere Literatur zu dieser Frage ist außer in obgenannten zwei Artikeln der „Philologischen Wochenschrift" angeführt in W. Bauer, Griech.-

Humanismus und neuzeitliche Literatur in Deutschland

Von Karl Fry, Disentis.

In der Reihe der literargeschichtlichen Vorträge der Davoser Hochschulkurse[1]) sprach Professor Günther Müller von der Universität Freiburg i. Schw. über Humanismus und neuzeitliche Literatur in Deutschland[2]). Der Referent, der zu den Stoßtruppen in der heutigen Literaturwissenschaft zählt und gegenwärtig unbestritten der beste Kenner des Barock ist, vertrat in der illustren Korona der Konferenzredner die katholische Literaturforschung mit Meisterschaft.

Ausgehend von der Feststellung, daß heute die Spanne der klassischen Humanität (Goethe-Humanität) zu Ende geht, beantwortete er die historische Frage nach der Bedeutung des literarischen Humanismus für die Anfänge der neuzeitlichen Literatur, eine Frage, die in der Wissenschaft der neuern Zeit immer wieder erörtert wurde. Wir erinnern nur an Dilthey, Burdach, bis auf Nadler. Aus der Fülle der geistsprühenden, klassisch — ach, sagen wir lieber humanistisch gefaßten Ausführungen Prof. Müllers greifen wir einige Hauptlinien heraus, die wir hier in der dürren Systematik einer Zusammenstellung aneinanderreihen, eben eine Inhaltsangabe, die ihren Zweck als solche erfüllen mag.

1. Der Renaissancehumanismus charakterisiert sich durch das Grenzbewußtsein. Es ist ein Bewußtsein von den Grenzen des menschlichen Erkennens. Des Erasmus Leitstern ist der Gott Terminus, der ihm sagt: „Bis hierher und nicht weiter!"

2. Die tiefe Skepsis. Erasmus sagt: So wenig habe ich Freude an Behauptungen, daß ich mich gerne zu den Skeptikern schlage in dem, was nicht zur unantastbaren Schrift und zur kirchlichen Autorität gehört. Die Autorität der Religion und der Kirche sind ihm also Schranken selbst im Bereich seiner Skepsis. Nikolaus von Cusa, der uomo universale des Deutschland des XV. Jahrhunderts, ist mit Erasmus in der demütigen Skepsis gleichgerichtet.

3. Der Renaissancehumanismus ist antischolastisch, aber nicht grundsätzlich antischolastisch; er richtet sich nur gegen bestimmte Formen der verblühenden Scholastik.

4. Der Humanismus ist antimittelalterlich, aber nicht antikirchlich. Er ist getragen von führenden Theologen beider Richtungen. Der Irrtum Burdachs besteht darin daß er Katholizismus und mittelalterlich gleichsetzt und Humanismus = Reformation. Auch der Katholizismus hatte seinen Humanismus, den er reformierte und dadurch erst wirklich machte. Denn wirklich wird ja alles überhaupt erst dadurch, daß es irgendwie geformt ist. Nichts ist ohne Form. So ging die höfische Welt um 1200 die sehr kurz blühte, zugrunde durch das Einbrechen der untern Schichten, die sich nun formten und dadurch wurden, in die Stände des Rittertums und Klerikertums, die in der Blüte der höfischen Zeit allein geformt waren in diesem spezifischen Sinn. Um 1400 entsteht das große Kunstwerk des „Ackermann" ein grandios rhetorisches Werk. Die Träger der neuen rhetorischen Kunst sind Kanzleibeamte; daneben bleiben Vertreter des hohen Klerus und auch Mediziner.

5. Die Frühzeit der deutschen Renaissanceliteratur ist eine Zeit der Barbarei. Dann aber taucht plötzlich, unerklärlicherweise, eine Anknüpfung an die höfische Geisteswelt auf: die Einsicht, daß der Mensch gut sei. Der Humanismus stand für die Würde des Menschen auf der Bresche. Er war voluntaristisch-rational gegründet. So erklärt es sich völlig, das Erasmus gerade in der Frage der Willensfreiheit von Luther sich so radikal schied. Luther griff durch die Leugnung der Willensfreiheit den Humanismus, der sich für die Freiheit und Würde des Menschen begeisterte, in seinen Grundlagen an. Die Auffassung der höfischen Zeit von dem Werte des edlen Heiden[3]) ist durchaus parallel zur Wertschätzung der heidnischen Philosophen (Aristoteles, Platon, Cicero vor allen) durch die Scholastik. Und hier eben setzten die Humanisten wieder an: Erasmus erklärt, es scheine ihm, wenn er Cicero betrachte, daß der Geist Gottes doch weiter zu reichen scheine, als zu den Getauften.

6. Wie man den edlen Heiden schätzt, so will man jetzt den barbarisch gewordenen Menschen reformieren durch den guten Stil. Dem gelungenen Bekehrungsversuche

---

Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments usw. (2. völlig neu bearbeitete Auflage zu E. Preuschens Vollständigem Gr.-D. Handwörterbuch zu den Schriften des N. T. usw.). Bauer entscheidet sich für keine Lösung, sondern führt nur die Lösungsversuche an.

[1]) Siehe Mittelschule, hist.-phil. Ausg., Nr. 3, 4, 5, 1928.

[2]) Müllers prächtigen Vortrag über „Literarische Kräfte und Ziele des deutschen Barockzeitalters" haben wir zusammengefaßt im Bündner Tagblatt, Nr. 151, 1928, 2. Blatt.

[3]) Siehe den Vortrag Naumanns über die Idee des Höfischen, Mittelschule, Nr. 3.

liegt die Ansicht zugrunde: Wer einen guten Stil schreibt, wird mit der Zeit von selbst auch ein guter Mensch werden. Aenäas Silvio sagte geradezu: Willst du über Religion und Seelenheil betrachten, so lies Hieronymus, Augustinus, Laktanzius mit einem Wort: — gute Stilisten!

7. Ein weiterer Grundzug des Humanismus ist Distanz. Die höfische Dichtung lebte nicht neben der höfischen Mentalität, sie lebte mitten drin, sie war die höfische Mentalität. Die humanistische Literatur sucht, sich zum eigenen Bereich zu machen, neben der Welt des Lebens. Man spricht um der Form willen, nicht um des Inhaltes willen.

Die Heimat des hl. Pirmin

Von P. Gall Heer O. S. B., Engelberg.

Schon seit Jahrhunderten hatte Leben und Wirken Pirmins, dieses besonders für die Gegend am Bodensee und Rhein geradezu providentiellen Mannes, die Gelehrten beschäftigt. Forschungen auf paläographischem und religionsgeschichtlichem Gebiet rückten seine Bedeutung in immer helleres Licht; die Frage aber nach seiner Heimat hatte noch keine befriedigende Lösung gefunden. Bis ins 17. Jahrhundert hinein galt er als Franke, selbst in den Augen des hochangesehenen Mabillon, des Geschichtsschreibers des Benediktinerordens. Im 18. Jahrhundert und bis in die neueste Zeit hielt man ihn für einen iro-schottischen Wanderprediger, während ihn andere zu den Angelsachsen rechneten. Ja, der Gründer von Reichenau und Pfäfers wurde selbst als Bündneroberländer angesprochen. Die vielen Schwierigkeiten, die jeder dieser Annahmen im Wege standen, veranlaßten Dr. P. Gall Jecker, Prof. am Kollegium zu Altdorf*), angeregt durch seinen Freiburger Lehrer, Prof. Dr. G. Schnürer, den verdienten Erforscher mittelalterlichen Denkens und Lebens, das Problem eingehend zu untersuchen.

Die Stiftsbibliothek Einsiedeln birgt in einem Homiliar aus dem Ende des 8. Jahrhunderts eine Schrift mit dem Titel: Incipit dicta abbates Pirminii, de singulis libris cannonicis scarapsus, auf deren Wert schon Mabillon auf seiner Schweizerreise, 1683, aufmerksam gemacht hatte. Doch erst in den letzten Jahrzehnten erfuhr der ‚Scarapsus", wie er jetzt kurz genannt wird, die gebührende Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt. Der 50 Seiten starke Traktat enthält in gedrängter Zusammenfassung einen kurzen Ueberblick über die Heilsgeschichte und die Pflichten eines guten Christen; er wird vom Verfasser nicht als Predigt, sondern als Handbüchlein für einen Missionär bezeichnet. Neben diesem Manuskript im „finstern Wald" sind bisher nur zwei weitere Exemplare in der Pariser Nationalbibliothek bekannt.

Als nun vor einigen zwanzig Jahren der berühmte Münchner Paläograph L. Traube die Einsiedler Handschrift des Scarapsus untersuchte, stellte er die Verwendung von spanischen Abkürzungen fest, die ihn schon damals auf die Vermutung brachten, Pirmin könnte Spanier gewesen sein. Eine Prüfung der verschiedenen Namensformen durch den belgischen Benediktiner P. Germain Morin bestätigte diese Vermutung insofern, als sie als deren Träger nur Romanen nachweisen konnte. Ebenfalls nach der Pyrenäenhalbinsel führten die Forschungen eines andern Benediktiners, des Spaniers Don Perez, der den Scarapsus mit der Schrift des Bischofs Martin von Braga in Portugal verglich, sowie mit westgotischen Kirchenschriftstellern. Diese auffallenden Resultate nahm nun P. Gall Jecker als Wegleitung, doch mit der Absicht, das bisher nur in Einzelfragen berührte Thema in zusammenfassender Darstellung möglichst erschöpfend zu behandeln. Die Ergebnisse seiner ausdauernden Kleinarbeit brachten denn auch eine solche Häufung der Beweise für die spanische Heimat Pirmins, daß diese heute als gesichert gelten darf.

Nach Besprechung der Manuskripte und Ausgaben des Scarapsus bietet der Verfasser den Text seines Büchleins mit streng wissenschaftlichem Apparat, um dann auf Inhalt, Verfasser, Zweck und Entstehung kurz einzutreten. Den Hauptteil der Beweisführung bietet indes die Untersuchung der Vorlagen Als solche ergeben sich neben Augustins Musterkatechese vor allem die „Bauernpredigt" des Erzbischofs Martin von Braga in Portugal, die nicht so sehr für die germanischen Sueben, die Grundherren des Landes, als vielmehr für die alteingesessenen iberoromanischen Landleute bestimmt war. Stark benützt sind ferner die Homilien des Cäsarius von Arles; seine Residenzstadt war zwar von den Westgoten beherrscht, die zahlreiche römische Bevölkerung konnte aber nach eigenem Recht und heimischer Sitte leben Sodann schöpft Pirmin aus Isidor

*) Gall Jecker, O. S. B. Die Heimat des hl. Pirmin, des Apostels der Alemannen. (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Herausgegeben von Abt Ildefons Herwegen. Heft 13.) Aschendorff, Münster. XV und 192 Seiten. 1927. Geh. Mk. 7.80, geb. Mk. 8.25.

von Sevilla, sowie aus Ildefons und Julian von Toledo, aus Quellen also, die durchweg der Pyrenäenhalbinsel entstammen, während keine einzige irische oder angelsächsische Vorlage sich nachweisen läßt. Zudem lesen sich zahlreiche Stellen des Scarapsus mit Gebeten und Segnungen fast wie eine Beispielsammlung zu der damals in Spanien gebräuchlichen mozarabischen Liturgie. Der Beweis für die spanische Abstammung Pirmins wird noch vervollständigt durch die Feststellung, daß die Verwandtschaftsgrade nach römischem Recht gezählt sind, was damals nur in der westgotischen Kirche geschah; ebenso auffällig ist die für diese Zeit ungewohnte Organisation der mehr als ein halbes Dutzend Pirminsklöster, welche nach spanischem Vorbild zu einer Art Kongregation zusammengeschlossen waren, sowie die Bibliotheksbestände dieser Klöster, die zu einem großen Teil in ihren Autoren wie in den Schriftzügen spanische Herkunft verraten. Um schließlich die letzten Bedenken gegen die Annahme seiner These zu beheben, zeigt der Verfasser noch, wie St. Pirmin an den Bodensee kam: Als nach der schweren Niederlage von 711 der alles versengende Glutwind des Islam auch über das Westgotenreich hinfegte, da suchten mit den Tausenden von Flüchtlingen auch die Mönche sich in Sicherheit zu bringen. Auf diesem Wege kam höchst wahrscheinlich auch unser Heiliger zunächst zu den Westfranken, um dann, nach mehrjähriger, reich gesegneter Tätigkeit als Bischof, in Alemannien ein Kloster zu gründen, das im abendländischen Kulturleben eine überragende Führerstellung einnehmen sollte. Im Schlußkapitel versucht P. Gall Jecker, die bisher nur ganz allgemein auf die Pyrenäenhalbinsel fixierte Heimat Pirmins noch genauer zu bestimmen. Weil die Forschung bis jetzt im eigentlichen Spanien für diese frühe Zeit noch keine Benediktinerklöster nachweisen konnte, wohl aber für Septimanien, weist er seinem Heiligen diesen Küstenstrich im Nordosten der Pyrenäen zu. Dieser Beweis vermag allerdings nicht recht zu überzeugen; denn auf ihn gestützt könnten auch andere Gegenden den hl. Pirmin für sich beanspruchen. Vor allem aber wäre zu wünschen, daß der am Schluß nur kurz berührte Gedanke etwas kräftiger betont würde, daß der Scarapsus nicht als Beweismittel für einen tief verwurzelten Aberglauben in Franken und Alemannien in Betracht kommen kann, sondern südliche, romanische Verhältnisse im Auge hat. Galt doch Pirmins Büchlein, seitdem man es näher kannte, geradezu als Kronzeuge für die Einschätzung des religiös-sittlichen Lebens im deutschen Süden.

Die kleine Aussetzung soll indes den Wert der höchst verdienstvollen Arbeit P. Gall Jeckers nicht verringern. Eine erstaunliche Fülle besten Materials ist hier nicht nur zusammengetragen, sondern gewissenhaft verarbeitet; oft weitgehende paläographische, philologische, kirchen-, liturgie- und rechtsgeschichtliche Studien führen zu einem Gesamtbild, das in seinen Wesenszügen wohl kaum mehr der Korrektur bedarf.

Jeckers Resultate erfahren denn auch vielfache Anerkennung in der glänzenden Jubiläumsschrift: Die Kultur der Reichenau, München 1924. Sämtliche Mitarbeiter bauen auf seinen Ergebnissen auf, mit Ausnahme von Künstle, der dem Scarapsus zwar romanischen Ursprung zuerkennt, Pirmin aber als Verfasser ablehnt, allerdings mit Gründen, welche gegenüber Jeckers Argumenten nicht standhalten.

Besonderes Interesse aber verdient die Bestätigung, welche Jeckers Pirminforschungen erfuhren in den Untersuchungen des Münchener Rechtshistorikers K. Beyerle in seiner „Einführung zur Lex Baiuvariorum" (Festgabe zur Jahrhundertfeier der Universität München), Hueber, München 1926. Seit Jahrzehnten war ein zäher Kampf geführt worden um die Frage: Wann, wo und durch wen das Rechtsbuch des Bayernstammes verfaßt worden sei. Besondere Schwierigkeiten schien die Tatsache zu bieten, daß dort zahlreiche Bibelstellen und andere kirchliche Texte eingeflochten sind, vor allem aber, daß eine starke Benutzung westgotischer Rechtsquellen sich nachweisen ließ. Beyerle folgte den Spuren, die schon 1865 Gfrörer in seinem Buch „Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter" aufgedeckt und die ihn zum Inselkloster im Bodensee geführt hatten. Schon er sah in Pirmin direkt oder indirekt den Urheber sowohl des Alemannen- wie des Bayernrechtes. Beim Versuch der nähern Präzisierung der Umstände ergab sich für Beyerle etwa folgendes Bild: 731 oder 741 war der Mönch Eberswind aus der Reichenau mit einer Anzahl von Mitbrüdern nach Bayern gezogen und hatte dort auf Wunsch Herzog Odilos das Kloster Niederaltaich gegründet. Hier schrieb wohl er selbst zwischen 741 und 743 das bayerische Gesetzbuch im Auftrag des fränkischen Hausmeiers Karl Martell, aber in Uebereinstimmung mit dem Bayernherzog und unter Beiziehung bayerischer Richter. Der Gründername Eberswind, wie jener der meisten im Reichenauer Konfraternitätsbuch überlieferten Brüder erwies sich als sicher westgotisch. Diese Mönche konnten sehr leicht noch mit Pirmin vom Süden an den Bodensee gekommen sein. Vollends überzeugend aber wird Beyerles Beweisführung, wenn er auf direkte enge Berührungspunkte der Lex Baiuvariorum mit Pirmins Scarapsus hinweisen kann. Ja, er hält letzteren geradezu für eine Vorlage des Gesetzbuches In diesem Zusammenhang erklärt sich auch die Ver-

wendung der Schriften Isidors und der Konzilsbeschlüsse von Toledo, sowie Martins von Braga, die in damaliger Zeit im Frankenreich noch kaum verbreitet, also am wahrscheinlichsten durch Kleriker, die Träger der damaligen Bildung, und zwar durch Westgoten, nach Bayern gekommen waren. Auch die engen Beziehungen der Lex Bajuvariorum zu jener der Alemannen erklärt sich ungezwungen daraus, daß der Verfasser aus einem Kloster dieses Stammes gekommen war und dessen Rechtssatzungen sehr gut kannte. Wenn das Bayerngesetz zudem ganz bedeutende, wörtliche Anleihen in der westgotische Lex Euriciana (Eurich 466 bis 485) macht, die man sich bisher unmöglich befriedigend erklären konnte, so dürfte unter Berücksichtigung der genannten Umstände Beyerles Auffassung kaum mehr ernstlich bestritten werden.

Gerade die Abfassung des Bayernrechtes im Reichenauer Tochterkloster Nieder-Altaich bildet eine hochinteressante Parallele zu Eckers Annahme, die in Einsiedeln liegende Kopie des Scarapsus könnte in Pfäfers, jener rhätischen Tochter der „reichen Au" geschrieben sein, und dürfte geeignet sein, noch weitere bedeutsame Beziehungen aufzudecken.

Es ist nur zu wünschen, der gelehrte Benediktiner, der ja auch einem Bodenseekloster entstammt (St. Gallusstift bei Bregenz), möchte Zeit und Kraft finden, der Frühgeschichte seines Ordens am Rhein und am Bodan auch weiterhin nachzugehen. Vorliegende Arbeit sei ihm kräftige Ermunterung; hat sie doch im Kreise von Fachgenossen mehrfache verdiente Anerkennung erfahren; sie wird wohl auch in Zukunft gelegentlich zur Korrektur von mehr als einer Ansicht nötigen.

Bücherecke

Edwin Wilke, Deutsche Wortkunde. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. 6. neubearbeitete Auflage. VIII und 428 S. M. 7.—, in Ganzleinen geb. M. 8.—. Verlag Friedr. Brandstetter, Leipzig.

Rektor Wilkes Buch behandelt in sehr klarer und übersichtlicher Weise auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschungen einmal „das Werden und die Veränderung des deutschen Wortes im allgemeinen". Sodann bietet es in einem zweiten, mehr praktischen Teil (Wortgeschichten), in zwölf Sachgruppen geordnet, eine reiche Fülle von praktischen Beispielen, die in ihrer prägnanten Kürze und Sachlichkeit geradezu zum Muster einer Beispielsammlung von Worterklärungen werden. Ein ausführliches Wort- und Sachverzeichnis, sowie ein reichhaltiges Quellenregister, in welchem die für das Schulstudium wichtigen Bücher besonders hervorgehoben sind, machen das Werk zu einem wirklich vorzüglichen Hilfsbuch, das jedem Deutschlehrer wertvolle Anregungen für den Deutschunterricht bieten wird. G. F.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei. Molière: L'Avare. 104 + 32 S. Alph. Daudet: Tartarin de Tarascon. 120 + 44 S. J. J. Rousseau: Extraits de l'Oeuvre philosophique. 164 + 68 S. La Cathédrale d'après les études de Ch. Morice, Aug. Rodin, J. K. Huysmans, M. Barrès. 161 + 51 S.

Schon die Titel dieser Werke zeigen, daß der deutsche Schüler nicht nur mit der Sprache jenseits des Rheins bekannt gemacht werden soll, sondern auch mit den Ideen und Geistesmännern, die doch oft andern Charakter haben, als die heimatlichen, eine Methode des fremdsprachlichen Unterrichtes, die für das Verständnis der Nationen und den Ausgleich ihrer Verschiedenheiten viel beitragen kann. So kann die deutsche Literatur wohl keinen Lustspieldichter Molière an die Seite stellen, wie er sich neben andern auch im Avare zeigt. Wenn Daudet in seiner Gemütstiefe dem Deutschen auch sehr nahe kommt, so bringt er doch gerade in dieser Schilderung des Typus eines französischen Südländers dem Deutschen ganz fremde Züge. Vor allem aber weisen die beiden letzteren Bändchen auf den ideellen Gehalt der französischen Sprachwerke. Der Einfluß Rousseaus ist zu bekannt, als daß man nicht einige seiner Ideen einmal nach der Ursprache kennen lernen möchte, und die Baukunst der französischen Kathedralen, besonders der gothischen, ist so interessant, daß ihr Studium nach französischer Beurteilung mit einem Vergleich zu deutschen Domen, wie er hier im Anhang geboten ist, wirklich wertvoll ist. Nur setzen gerade diese beiden Bändchen ziemliche Sprachbeherrschung voraus, um den Ideen besser nachgehen zu können. Sehr gute Erklärungen und oft auch bildliche Ausstattung helfen zwar über viele Schwierigkeiten hinweg, so daß mit Schülern der oberen Klassen von Gymnasien, besonders wo auch Philosophie und Aesthetik doziert wird, auch eine solche Lektüre möglich u. fruchtbar sein sollte. B. H.

Schöninghs französische Schulausgaben. In erfreulicher Weise erscheinen in deutschen Verlagen wieder ausländische Literaturwerke für den Schulgebrauch. So bei Schöningh: Jeanne Mairet: L'enfant de la lune. 72 + 54 S. Alfred de Musset: Croisilles. 40 S. Honoré Balzac: Eugénie Grandet. 130 + 53 S. Alle drei Stücke sind Gaben vollendeter Erzählerkunst. L'enfant de la lune wird sich als Geschichte eines Mädchens vor allem für Mädchenschulen eignen. Die kleine Liebesnovelle von Musset enthält alle Vorzüge des romantischen Dichters, besonders die Vornehmheit und Feinheit der Sprache. Die ausgewählten Kapitel aus Eugénie Grandet sind ein charakteristisches Stück des „Roman d'observation", der überleitet zum realistischen Roman. Die feine Beobachtungsgabe und die fast kleinliche Schilderung geben ein klares Bild des Provinzlebens zur Zeit Louis Philipps, können aber in ihrer Breite den Schüler langweilen. Anmerkungen und Wörterbuch erleichtern die Lektüre. B. H.

14. Jahrgang Nr. 7 1. November 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Zu Nadlers Literaturgeschichte — Zum Kanon der griechischen Schulautoren — Alliteration in Ciceros Somnium Scipionis — Zunftstube — Bücherecke

Zu Nadlers Literaturgeschichte

Von Dr. P. Leutfrid Signer O. Cap., Stans.

„Artis monumentum qui unum vidit, nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit“ (Eduard Gerhard). In edler Selbstbescheidenheit setzt Nadler dieses Wort an das Ende des abschließenden vierten Bandes seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“[1]), eines Werkes, das, weit über das Maß jeder bisherigen Literaturgeschichte hinaus, in der Tat Tausende von Namen und Werken mit sicherer Hand zu einer gewaltigen geistesgeschichtlichen Synthese zusammenfaßt.

Daß Nadlers Buch eines der bedeutendsten literarhistorischen Werke der Gegenwart ist, braucht nicht mehr betont zu werden; schon die Tatsache, daß die zweite Auflage der drei ersten Bände erscheinen mußte, bevor das ganze Werk abgeschlossen war, bestätigt dies. Die ungeheure Sachleistung, die mit diesen vier Bänden von zusammen ungefähr 3000 Seiten — die Quellenangaben allein umfassen beinahe 400 engbedruckte Seiten — geboten ist, liegt jedem klar vor Augen. Die Bedenken, die man der erkenntnistheoretischen Grundlage des Werkes lange entgegenbrachte, haben sich zum Teil bereits selbst aufgehoben.[2]) Daß Nadler weder psychologischen Determinismus noch einseitigen Biologismus vertritt, sieht jeder sachliche Leser und wird zum wenigsten zugeben, daß Nadler mit seinem Ausgang von Stamm und Landschaft wichtigste Einsichten in einzelne dichterische Persönlichkeiten und vor allem in den Gesamtablauf der literarischen Entwicklung Deutschlands gegeben hat. Auch die Fachkritik anerkennt die Wichtigkeit von Nadlers Leistung; sie nennt das Buch „einen Markstein auf dem Wege der deutschen Literaturgeschichte“, „eine Tat“, „ein epochales Werk, das der Literaturgeschichte ein völlig neues Sehfeld erschließt“.

Damit ist selbstredend nicht einem bedingungslosen Ipsedixitismus das Wort gesprochen; Nadler selbst wäre der letzte, der das iurare in verba magistri — auch bei seinen Schülern — hochhielte. Aber freudige Anerkennung sei dem Werke und seinem Verfasser für den Wurf, der einer Generation von Literarhistorikern Anregung und Arbeit gibt. In diesem Sinne möchte das Folgende herausheben, worin wichtigste Werte der Nadlerschen Literaturgeschichte gelegen sind.

Zweifellos ist auch Nadlers Werk ein Zeitwerk, das will besagen, es ist mit bestimmten praktischen Zielen und Zwecken geschrieben, die bei objektiver Beurteilung miteinzurechnen sind. Nadler schreibt — an manchen Stellen offensichtlich — aus einem Reaktionsgefühl gegen gewisse Richtungen und Wertungen anderer Literarhistoriker und Literarhistorien. Der eine Blickpunkt: Stamm und Landschaft und die daraus sich ergebenden Folgerungen scheinen ihm bei der großen Reihe literarhistorischer Forschungen zu wenig oder gar nicht beachtet; ihnen gegenüber will er mit aller ihm eigenen Kenntnis der Sache und Bestimmtheit der Sprache gerade dieses Moment hervorheben. Daß damit — da und dort im Sachlichen, merkbarer im Sprachlichen — scheinbare oder wirkliche Einseitigkeiten, Gezwungenheiten

---

1) Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 1. Bd. Die altdeutschen Stämme (800—1740), 636 S. 2. Aufl.; 2. Bd. Sachsen und das Neusiedelland (800—1786), 671 S. 2. Aufl.; 3. Bd. Der deutsche Geist (1740—1814), 656 S. 2. Aufl.; 4. Bd. Der deutsche Staat (1814—1914), 1010 S. 1. und 2. Aufl. mit einer Raumzeittafel, 1. u. 2. Aufl. Regensburg, Habbel.

2) Zur Einführung in Nadlers Auffassung, siehe: Lusser K. E., Neubegründung der Literaturgeschichte, Hochland 1924, 161; Signer, P. L., Literaturgeschichte im Unterricht, „Mittelschule“, XII (1926), Nr. 5, 6.

und problematische Ergebnisse sich finden, liegt auf der Hand; der objektive Leser wird dies unbeeinflußt feststellen und seine Korrekturen anbringen. So wird jeder schon a priori, und, nach Nadlers Ausführungen, erst recht auch a posteriori Stamm und Landschaft als sehr bedeutende und wirklich bislang stark vernachlässigte Faktoren literarhistorischer Forschung anerkennen, ohne zu übersehen, daß Nadler seine Umschreibung von Stamm und Landschaft zu sehr auf die altdeutsche Dialektforschung abstellt und ihr bleibendes „Wesen" kaum überzeugend darzulegen vermag. Ferner beachtet Nadler bei der starken Herausstellung seiner Erkenntnisprinzipien andere, ebenso wichtige, sicherlich zu wenig. Der Formtypus des literarischen Werkes beispielsweise, seine Zusammenhänge und Fortwirkungen, scheinen im ganzen nicht genügend berücksichtigt. Damit hängen dann Einzelfälle zusammen, wie der z. B., daß in der Behandlung des 19. Jahrhunderts die — eben insbesondere Form- — Nachwirkung der Klassik, vor allem Goethes, zu wenig herausgehoben, daß, ebenfalls in den neuern Jahrhunderten, der Einfluß ausländischer Geistesströmungen zu wenig bestimmt herausgearbeitet wird. Doch sind diese Aussetzungen in der Hauptsache Relativitäten, wie sie jedem Werk, eben weil es „Zeitwerk" ist, anhaften, Relativitäten, die der einsichtige Leser klug berücksichtigt, die aber dem gegenüber, was das Werk an Stoffentdeckung und Sachklärung bringt, wenig besagen.

Ohne auf die vielen einzelnen Feststellungen einzugehen, in denen Nadlers Werk sich von andern Literargeschichten unterscheidet und durch die er die Forschung entscheidend gefördert hat, sei hier nur ein Punkt herausgehoben. Die eigentlichste und vielleicht größte Bedeutung Nadlers liegt darin, daß er, ausgehend von Stamm und Landschaft als Einteilungs- und Erkenntnisprinzip, zu einer wirklich geschichtlichen Darstellung des literarischen Geschehens kam.

Nadler will „nur Geschichte, nur das, was war und wurde". So stellt er sich vor die gewaltige Masse der literarischen Denkmäler, die die deutsche Literatur ausmachen. Jedes dieser Werke ist in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Raume entstanden. „Der Raum erscheint mir geschichtlich als menschengefüllte Erde, und die Zeit erscheint mir geschichtlich als mit Menschenfolgen und Ereignisfolgen angefüllt". Als Ganzes jedoch lassen sich Zeit und Raum nicht übersehen; sie müssen geteilt werden. Teile ich den Raum, so ergeben sich mir als seine natürlichen Einheiten die Landschaften im geographischen Sinne, und die natürliche Teileinheit der die Erde füllenden Menschen sind die Bewohner dieser Landschaft, Stämme im ethnographischen Sinne. Die Zeit muß ich so teilen, wie sie sich natürlich aus Menschen- und Ereignisfolgen zusammensetzt: natürliche Teileinheiten der Menschenfolge sind die Generation, die natürlichen Teileinheiten der Ereignisfolgen sind „Bewegungen" im entwicklungsgeschichtlichen Sinne.

Durch diese Teilung des Zeitganzen erhält Nadler als organische Haupteinteilung seiner Literaturgeschichte die großen geistigen Bewegungen, Kulturepochen. Der erste Band beispielsweise bringt die großen Bewegungen der altdeutschen Stämme von ihrem Eintritt in die Geschichte bis 1740: 1. Völkisches Gut und antikes Erbe (600 bis 1150); 2. Frau Welt (1150 bis 1300); 3. Mystik und Scholastik (1300 bis 1450); 4. Humanismus (1450 bis 1550); 5. Barock (1550 bis 1740). Jede dieser Epochen wird nun nach den Räumen, in denen sie spielt, in ihrer Entwicklung in den einzelnen Landschaften, bei den verschiedenen Stämmen dargestellt. Die ritterliche Dichtung z. B. wird gezeigt in ihren Anfängen in Franken und Thüringen, in ihrem eigentlichen Kreis: in Oberdeutschland, bei den Alemannen, und in ihrem weitern Wirkbereich im Osten, bei den Bayern. So ergibt sich ein wirklich geschichtliches Bild, eine treue Rekonstruierung dessen, was gewesen. — Die große Teilung des Zeitganzen in „Bewegungen" räumt auf mit der unorganischen, völlig von Außen herangetragenen Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, die sachlich gar nichts besagt, nicht einmal sichere Zeitgrenzen zu bestimmen vermag. Die Art aber, wie Nadler den einzelnen Bewegungen in den verschiedenen Landschaften, bei den einzelnen Stämmen nachgeht, gibt erst die wirkliche Fülle des historisch Wirklichen und verlegt den Schwerpunkt der literarhistorischen Darstellung von einigen willkürlich herausgehobenen Persönlichkeiten auf das eigentliche Geschehen und seine „Entwicklung".

Diese Einteilung könnte man vielleicht als etwas rein Aeußerliches und damit wenig Bedeutendes auffassen. In gewissem Sinne ist es dies ja auch, aber bedingt ist es durch das Andere, weit Wichtigere, zu dem Nadler auf Grund von Stamm und Landschaft gelangte. Kurz gefaßt sagt er dies in den Leitgedanken zum 2. Band: „Die Kultur der Neustämme, die Kultur des bayerischen Volkes steht selbständig und auf gleicher Höhe neben der Bewegung, die in Weimar zur Ruhe kam."[3]) Damit hat Nadler, entgegen der bis jetzt sozusagen

3) Wie Nadler zu dem Ergebnis kommt, ist hier nicht zu zeigen. Kurz zusammenfassend sagt er es in den Leitgedanken zum zweiten Band (2. Auflage). Siehe auch seine Uebersicht: Entwicklungsgeschichte des deutschen Schrifttums. Jena 1914.

unumschränkt herrschenden Ansicht, festgestellt, daß sich, wenn man nur vorurteilslos auf die geschichtlichen Wirklichkeiten sieht, empirisch mehrere Typen literarischer Vollendung ergeben.

Damit ist — als wichtigste Folge — die bisher unbezweifelte völlige Herrschaft des ästhetisch-weltanschaulichen Kanons der sog. „Klassik", des deutschen Idealismus, gebrochen. Schiller und Goethe, die „Klassik" bezeichnet die Höchststufe der Entwicklung des altdeutschen, seit Jahrhunderten aufs innigste mit der Antike durchdrungenen Kulturkreises, aber nicht der gesamten deutschen Kultur. Daneben haben die ostdeutschen Stämme in der Romantik, das bayerische Volk im Barock die Hochstufe ihrer geistigen Entwicklung erreicht. In dieser Feststellung ist auch bedingt, daß Nadler Gebiete der deutschen Literaturgeschichte „entdeckte", die man bisher, eben von der idealistischen Orientierung her, völlig übersah. Natürlich waren dies Gebiete, die wegen ihrer weltanschaulichen und damit ästhetisch von der sog. „Klassik" verschiedenen Artung von dieser übersehen wurden, in erster Linie also katholische Kulturgebiete. Insbesondere ist hier bekanntermaßen als bedeutendste Entdekkung Nadlers die katholische Kultur des 17. Jahrhunderts, der Barock zu nennen. — Dadurch also hat Nadler das geschichtswissenschaftliche Grundziel, unvoreingenommenes Verstehen der historischen Begebenheiten, erreicht, daß er grundsätzlich von der herrschenden ästhetisch-wertenden Geschichtsschreibung Abgang nahm und von der rein geschichtlichen Grundlage, von Zeit und Raum, Stamm und Landschaft aus den Aufbruch der Vergangenheit in Angriff nahm. Die kurze Zeit schon, seit der Nadlers Werk besteht, zeigt, wie außerordentlich fruchtbar sich seine Gedanken sachlich und methodisch auszuwirken beginnen.[4])

Mit der letztgemachten Feststellung vor allem ist gesagt, was Nadler für uns Katholiken bedeutet. Wir werden bei ihm manche unserer bisherigen, unbewußt von der protestantischen und unchristlichen Geschichtsschreibung übernommenen Ansichten und Urteile berichtigen können. — Als Schweizer haben wir allen Grund, Nadlers Werk zu begrüßen, stellt es doch eigentlich zum erstenmal die Entwicklung des eidgenössischen Schrifttums in geistiger Synthese heraus; der „umgestülpte Schulranzen" — wie Nadler etwas boshaft Bächtolds Sammelwerk nennt, — konnte ja wirklich nicht genügen.[5]) — Damit ist auch die Bedeutung dieser Literaturgeschichte für den Lehrer umschrieben. Wer wirklich Interesse an seiner und seiner Schüler Ausbildung hat, kommt um sie nicht herum. Zum „direkten" Gebrauch für die Schule allerdings dient Nadler nicht, dafür haben wir ja bereits eine beneidenswerte Fülle sogenannter „Handbücher". Für Anfänger und Unmündige im Bereich der Literaturgeschichte ist das Buch nicht geschrieben — schon sprachlich nicht. Wer aber mit Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit an das Werk herangeht, und es geistig durch- und verarbeitet, wird aus ihm eine Fülle von Anregung und gründliche Fundierung seines Wissens — nicht nur des literarhistorischen — schöpfen.

Zum Kanon der griechischen Schulautoren

Von Eduard v. Tunk, Immensee.

Gestehen wir es offen, daß wir oft uns fragen oder wenigstens fragen müßten, ob uns der Griechisch-Unterricht, wie er heute erteilt wird, und seine Erfolge, bezw. Mißerfolge, Befriedigung und Zufriedenheit bieten. Eine ehrliche Antwort kann nur negativ sein. Allerdings, wie die Dinge gegenwärtig stehen, werden wir niemals zu einem „Ja" kommen können; das verhindern Gründe, die wir zu meistern nicht imstande sind. Seitdem nämlich das humanistische Gymnasium das „Mädchen für alles" unter den Schulen geworden, so zwar, daß man sich fragen kann, ob denn wirklich noch die humanistischen Fächer, besonders aber die klassischen Sprachen, das Fundament und das Zentrum des gymnasialen Unterrichtes bilden, ist es uns von vorneherein verwehrt, aus ganzer Ueberzeugung zu einer positiven Beantwortung der eingangs gestellten Frage zu kommen. Erreichen wir aber wenigstens in den paar Griechisch-Stündlein, die man uns noch gelassen hat, wobei wir nie wissen auf wie lange, das, was wir erreichen könnten? Auch hier sind uns die Grenzen des Erreichbaren noch sehr eng gesteckt, weil die Belastung mit anderem den Schülern weder die nötige Vorbereitungszeit noch die wünschbare Konzentrationsfähigkeit für unser Fach beläßt.

---

4) Der sehr komplizierten Frage, inwieweit ästhetische Fragen in literaturhistorische Forschung einzubeziehen sind, kann hier nicht nachgegangen werden. In bezug auf Nadler siehe die Besprechung von Günther Müller, „Schönere Zukunft", III, 43 S. 929 ff. Zur Frage überhaupt vergleiche auch die sehr guten, aber vielleicht etwas leicht hingeworfenen Gedanken bei De Munnynk, Die Literaturwissenschaft, in Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft III (1928).

5) Die geistigen Linien der schweizerischen Literaturgeschichte bietet Nadler in seinem prächtigen Bändchen: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 7). Huber, Frauenfeld 1922.

Wiederum, auch in diesen engen Grenzen: kommen wir zum Gefühl der Befriedigung? Können wir diese Frage mit „Ja" beantworten, etwa in dem Augenblick, da nach abgelegter Maturitätsprüfung die Schüler von uns Abschied nehmen? Wenn wir diese positive Antwort geben, dann doch nur im ersten Taumel der Freude, wenn es beim Examen maturitatis nicht „schief" gegangen ist. Sobald hingegen das neue Schuljahr heranrückt, kommt uns doch wieder zum Bewußtsein, daß die Maturitätsprüfung nicht der eigentliche Zweck des Gymnasiums ist. Wir wissen ja zur Genüge, daß Prüfungserfolge, Prüfungsergebnisse zu 50 Prozent wenigstens Glückssache und daher nur Scheinerfolge, Scheinergebnisse sind. Für viele Schüler, auch „gute Griechen", ist unser Fach doch nur ein Muß, ein notwendiges Uebel; vom griechischen Geiste haben sie keinen Hauch verspürt, ja, sie hatten weder für noch gegen ihn irgendwelche Stellung bezogen. *)

Sollte vielleicht an diesen Erscheinungen der Kanon unserer Schulautoren mitschuldig sein? Wenn ja, dann läge es etwa doch in unserer Hand, die Sache einer günstigeren, befriedigenderen Lösung zuzuführen. Gewiß, es ließe sich in diesem Zusammenhange auch von der Methodik der Lektüre reden, aber wir wollen einmal uns mit dem Kanon unserer Autoren befassen.

Am Beginne unserer Lektüre steht Xenophon. Dieser merkwürdige Mann, Athener von Geburt, Spartaner seiner Gesinnung nach, ein fruchtbarer, vielseitiger Schriftsteller, ist — gewiß in seiner Art! — eine nicht uninteressante Manifestation griechischen Geistes. Er ist kein Klassiker im engeren Sinne des Wortes, wobei die Frage offen bleibt, was klassisch ist, und ob jugendlicher Sinn dem Klassischen genügend aufgeschlossen oder auch nur aufschließbar ist. Ist er aber wirklich nicht mehr wert, als daß der Schüler an ihm in griechische Redeweise eingeführt werde und ein paar Jahre später nur mehr so viel von ihm weiß, daß er ein „leichter Autor" sei?

Ihm folgt, gewöhnlich, Lysias. Das paßt recht gut aufeinander, denn Schlichtheit und Anmut ist beiden Autoren gemeinsam. Es fragt sich aber, ob der Schüler von beiden oder auch nur von einem von ihnen genügend viel liest, daß er das selbst herausbekommt und daß er nicht nur das Gemeinsame erfaßt, sondern auch das Trennende. Werden ihm die beiden wirklich verschiedene Persönlichkeiten, oder läuft er Gefahr, sie zu verwechseln?

Wenn wir bei den Attikern einmal bleiben, kommt an dritter Stelle meistens Demosthenes. Gilt Xenophon als leichter Autor, so wird über Philipps einzig würdigen Gegner meist das Urteil des „schweren Schriftstellers" gefällt. Vom Stile dieses Mannes wußte einmal ein Maturand zu sagen, er habe meist lange Sätze und das Verbum noch dazu erst am Ende, und so etwas soll ein Redner sein! Begreifen wir dieses Urteil? Demosthenes hat eben so sehr seinen eigenen Stil, daß es lange Zeit braucht, um sich in ihn einzuleben. Wo ist die Zeit dazu?

Möglicherweise kommt dann noch Thukydides an die Reihe, vielleicht an Stelle des Demosthenes. Ihm geht es wie den meisten Historikern, daß er durch die Schulausgaben oder durch die aus ihnen zur Lektüre ausgewählten Stücke um das gerade ihm Eigene gebracht wird. Wir treiben nicht Griechisch, um Geschichte zu studieren, sondern wir lesen die griechischen Autoren, um sie selbst als Persönlichkeiten, um ihre Zeit und das Allgemein-Gültige, das sie bieten, kennen zu lernen. So wenigstens sollte es sein! Zu Thukydides möchte ich im besonderen bemerken, daß man ihn Schülern nicht in die Hände geben soll, wenn man nicht den Mut hat, mit ihnen die Einleitung seines Geschichtswerkes und die Grabrede des Perikles zu lesen.

Endlich kommt Platon. Gewiß, die Apologie des Sokrates muß gelesen werden. Aber ist das Platon? Oder ist Kriton und Anfang samt Schluß des Phaidon jene Ergänzung, nach der die Apologie ruft? Ich meine, Griechenlands größter Denker-Dichter (man beachte beide Teile dieses Doppelsubstantivs!) wird dadurch zum Biographen degradiert. Wenn wir aber schon Angst hätten, unsere Abiturienten näher an Platons Gedankenwelt heranzuführen, dann sollten wir die Umrisse des Sokrates nicht im Spiegel Platons allein zeigen, sondern etwa Xenophons Memorabilien zu Hilfe nehmen; so würde wenigstens die Eigenart dieses Mannes uns verständlicher, und wir begriffen, daß die Gegner erst recht ein anderes Bild des Sokrates erhalten mußten, wenn schon seine Freunde so sehr verschieden ihn zeichnen konnten.

Zu den Attikern gehören auch Athens Tragiker. Oft begnügen wir uns mit der Lektüre eines einzigen Dramas. Dabei muß der Schüler bis zum Ende ringen mit der Sprache und mit der ihm ungewohnten Gestaltung. Die Lektüre schreitet nur langsam voran, ein Gesamteindruck wird oft unmöglich. Erst ein zweites Drama könnte einigermaßen die Seele des Lesenden aufwühlen und jene

*) Desbalb schon, meine ich, müßten wir möglichst früh im Griechischen zur Lektüre kommen, damit die Autoren noch zu möglichst wenig blasierten Gemütern reden können. Ich hoffe im übrigen, ein andermal Gelegenheit zu finden, auf diese Frage zurückzukommen, die ich bereits angeschnitten habe in meinem Artikel „Für eine Neugestaltung von Kaegis Griech. Uebungsbüchern" („Mittelschule" Nr. 1 vom 2. Februar 1928).

Wirkung hervorrufen, die Aristoteles vom Tragiker verlangt. Aber davon abgesehen, wird nicht durch die uns aufgezwungene langsame Lektüre (das Tempo scheint noch langsamer dadurch, daß sich infolge der wenigen Stunden, die dem Griechischen zugestanden werden, die Lektüre auf eine große Zahl von Wochen erstreckt) auch der Eindruck des Feierlich-Gelassenen erweckt, den ja die antike Kunst und Literatur haben soll, während sie ihn nie besaß? Wird endlich, wenn man schon zwei Dramen, und zwar nicht vom gleichen Dichter, liest, die tiefe Kluft klar, die zwischen Sophokles und Euripides gähnt?

Unter den Dichtern beschäftigt uns sonst noch Homer. Je nachdem der Elementar-Unterricht auf die Entwicklung der griechischen Formen eingegangen ist oder nicht, bietet die homerische Formenlehre mehr oder weniger Schwierigkeiten. Die reiche Fülle seines Vokabelschatzes läßt aber zudem auf lange hinaus keine rechte Freude aufkommen und, wenn diese lange Zeit vorbei ist, dann ist's mit der Lektüre Homers meist auch Schluß. Ergebnis: ein paar Gesänge Odyssee, etwas mehr von der Ilias, das ist alles. Wäre es vielleicht nicht vorteilhafter und ergebnisreicher, nur eines der beiden Epen zu lesen?

Die sprachliche Brücke von Homer zu den Attikern (oder umgekehrt) könnte Herodot schlagen. Dieser Autor böte nicht nur eine größere Möglichkeit, die griechische Sprache in ihrer Entwicklung vorzuführen, den Uebergang von Poesie zu Prosa, die Knospung einer jungen Literatur darzustellen und nachzuweisen, er, der „Vater der Geschichte", zeigte uns erst die gewaltige Leistung des Thukydides in ihrer ganzen Größe; denn wenn wir auch nicht Geschichte studieren sollen, Geschichtsschreiber und Geschichtenschreiber könnten wir unterscheiden lernen. Freilich, bei der geringen Zahl von Stunden, die das Griechische zur Verfügung hat, spricht zuviel gegen die Einführung dieses Autors.

Und doch, so nutzlos es erscheinen muß, es sei gesagt: wäre es wirklich zu viel verlangt, wenigstens mit besseren Klassen, ein paar Stücke aus Aristoteles zu lesen, und ist es nicht beinahe nötig, aufzuzeigen, wie der griechische Geist sich mit römischem Wesen auseinandersetzt, wenigstens an einem Beispiel, sei dieses Polybios, sei es Plutarch?

Die Krönung müßte es aber sein, den griechischen Genius zu zeigen im Bunde mit den Verkündern der Frohbotschaft des Erlösers. Die Lektüre ausgewählter Abschnitte des Neuen Testamentes in griechischer Sprache würde ja vielleicht am besten in die Religionsstunden verlegt, aber die Patres Graeci sollten nicht beiseite bleiben. Nur dürfte ihre Lektüre nicht, wie zumeist, als bloße Abwechslung für ein paar Stunden betrachtet werden, sondern auch sie müßte eingebaut werden in die Gesamtheit des Griechisch-Unterrichtes, womit schon gesagt ist, daß es mit der Lektüre einer kurzen Predigt nicht getan ist.

Aber das ist ja die tragische Erkenntnis, die uns nun am Ende aufdämmert, daß wir nur die Wahl haben, uns auf ganz wenige Autoren zu beschränken (vielleicht noch auf weniger als bisher) oder in das böse Gebiet der „Pröbchen-Lektüre" einzubrechen. Darum können wir endlich sagen, daß die uns gesteckten Grenzen so eng sind, daß wir auf dem Wege der Aenderung des Kanons der griechischen Autoren auch nichts mehr erreichen werden. Wir haben zu lange uns an die Wand drücken lassen, sodaß wir kaum noch Boden unter den Füßen haben.

Alliteration in Ciceros Somnium Scipionis

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Die Alliteration spielt im antiken Schrifttum eine größere Rolle, als man gemeinhin glaubt. Das gilt nicht etwa nur für die lateinische Spätzeit eines Augustin, sondern ebensosehr auch für die klassische Periode und deren Hauptvertreter Cicero. Will man sich ein zutreffendes Bild machen von dem Umfange und Ausmaße, in dem der große Redner Gebrauch macht von diesem Kunstmittel, so empfiehlt es sich, einen möglichst eng umschriebenen geschlossenen Abschnitt aus seinen Werken herauszuheben und unter dem Gesichtspunkte der Alliteration zu durchmustern. Greifen wir das berühmte Somnium Scipionis heraus, dieses Kabinettstück ciceronianischer Darstellungskunst im 6. Buche der Schrift de re publica! Gerade hier ist die Vorliebe Ciceros für die Alliteration mit Händen zu greifen, und mit Recht macht K. Atzert, der das Schriftchen jüngst in geradezu vorbildlicher Weise für den Schulgebrauch herausgegeben und eine Fülle von zweckdienlichem Material für die Sprach- und Sacherklärung in seinem Kommentar bereitgestellt hat, darauf aufmerksam, daß auf dieses Kunstmittel durchweg zu achten ist. (Cicero Somnium Scipionis mit Einleitung und Kommentar von Dr. K. Atzert, Breslau 1928; Kommentar S. 6 zu summe Sol.) In der folgenden Uebersichtstabelle soll der Versuch gemacht werden, diejenigen alliterierenden Wortverbindungen, die als besonders markant sich aus dem Kontext herausheben und dem Ohr des Zuhörers sich geradezu aufdrängen, in alphabetischer Reihenfolge zusammenzustellen. Es ist also

keine lückenlose Vollständigkeit erstrebt; die alphabetische Reihenfolge wurde bevorzugt, um die verschiedene Rolle der einzelnen Buchstaben bezw. Laute besser hervortreten zu lassen. Die in Klammern beigefügten Ziffern geben den betr. Paragraphen an.

ades animo (2)
aut aquilonis austrive . . . audiet (14)
concilia coetusque hominum . . . quae civitates (5)
e corporum vinculis tamquam e carcere (6)
corporis custodiis . . . custodia corporis (7)
circos . . . conficiunt celeritate (7)
in caelum et in hunc coetum (8)
candore inter flammas circus elucens (8)
Caucasum hunc quem cernis (14)
deo defugisse (7)
disiunctus . . . distinctis (10)
duos maxime inter se diversos (13)
decori vestro non defui (18)
digito demonstravi (18)
fit enim fere (2)
habes . . . hereditarium (3)
homines enim sunt hac lege generati (7)
intervallis imparibus (10)
lateribus latior (13)
mortis metu (6)
medium mundi locum (10)
medium autem illum et maximum (13)
meminit . . . moderatur . . . movet . . . mundum . . . mortalem (18)
numerus rerum omnium fere nodus est (10)
notisque . . . num . . . nostrum nomen (14)
pro rata parte ratione (10)
ostendas oportebit (4)
orientis aut obeuntis (14)
parere populo R. . . . per me . . . pristina . . . potest (3)
patere non potest (7)
in parentibus et propinquis tum in patria (8)
a patribus acceptas posteris prodere (15)
pertinere . . . partem (17)
patet . . . a pueritia . . . patris (14)
te senatus . . ., te socii (4)
somno solutus (21)
in te unum atque in tuum nomen se tota . . . (4)
tantus est totius (11)
transendere . . . tranatare (14)
vestra vero quae dicitur vita (6)
ea vita via est (8)
vere vertens (16)
virtus trahat ad verum (17)
voluptatibus . . . violaverunt . . . voluntantur (21)

Die Uebersicht zeigt, daß die vokalische Alliteration gegenüber der konsonantischen stark zurücktritt und daß gewisse Konsonanten, wie c, d, m, p, t, v, stark bevorzugt werden. Doppelkonsonantische Alliteration erscheint selten. Was die Stellung der alliterierenden Wörter angeht, so stehen sie oft unmittelbar neben einander, sind aber ebenso oft durch dazwischentretende nicht alliterierende getrennt. Auch durch diese Trennung, die man mit dem Kunstmittel der sog. Sperrung in der Folge von Substantiv und zugehörigem Adjektiv vergleichen könnte, wird offensichtlich eine rhetorische Wirkung erstrebt und erreicht. Die Zahl der Alliterationsträger schwankt zwischen zwei und fünf. Es alliterieren die allerverschiedensten Wortklassen miteinander: Verbum und Verbum in Koordination und Subordination, desgl. Substantivum mit Substantivum in beiderlei Verhältnis, Adjektiv mit Substantiv usw. nach allen Fällen und Spielarten der Permutation und Kombination. Natürlich ist zu einer wirklichen Alliteration erforderlich, daß die Einzelglieder irgendwie eine besondere Note im Satzzusammenhang aufzuweisen haben. Andrerseits ist zu bedenken, daß in gewissen Fällen eine Folge von Wörtern mit gleichem Anlaut schlechterdings nicht zu vermeiden ist, so z. B. wenn mehrere Fragepronamina zueinander treten, die ja alle mit dem Buchstaben qu beginnen.

Zunftstube

Der neue Kägi.

Die seinerzeit (vgl. „Mittelschule" 1927, Nr. 1, S. 8) in Aussicht gestellte Neuausgabe unserer griechischen Schulgrammatik ist inzwischen Tatsache geworden. Der Verlag Weidmann hat sich durch sein nobles Entgegenkommen den Dank aller Freunde des Buches gesichert. Ein besonderes Dankeswort aber gebührt dem Herausgeber, Prof. Dr. Ewald Bruhn, Frankfurt a. M., für die pietätvolle und höchst geschickte Art, womit er sich der delikaten Aufgabe unterzogen. Er hat es verstanden, trotz Anbringung vieler Ergänzungen und Verbesserungen das alte Druckbild und die bisherige Paragrapheneinteilung soweit festzuhalten, daß die frühern Ausgaben ohne Schwierigkeit neben der neuen aufgebraucht werden können und, was das Wichtigste ist, alle Vorzüge des alten Kägi gewahrt bleiben.

Eine wertvolle Neuerung bedeuten die in einem fast 40 enggedruckten Seiten starken Anhang untergebrachten, in 225 Nummern eingeteilten sprachgeschichtlichen Erläuterungen, auf die im Text beständig verwiesen wird. Dem Schüler soll damit neben dem ὅτι auch das διότι geboten werden. Seite 8 bringt eine anschauliche Tabelle über das Zusammentreffen von Konsonanten. Gewonnen hat auch die Behandlung der Deponentien (§ 94), indem der Herausgeber in glücklicher Weise die „Medialpassive" zu den Deponentia

passiva zieht. Auch das Medium (§ 162) erhielt eine konsequentere Gruppierung. Stärkere Aenderungen finden sich vor allem bei Behandlung der Modi (speziell §§ 174—184). Durchwegs wird man dem Bearbeiter für die neue Fassung Dank wissen.

Fügen wir noch hinzu, daß die Neuausgabe, was Einband und Papier betrifft, an die besten Vorkriegszeiten erinnert und einen idealen Druck aufweist. Möge der alte Kägi in diesem Gewande sich zu den bisherigen noch viele neue Freunde gewinnen! R. L.

N. N.

Diese Abkürzung für einen Namen, den man nicht kennt oder nicht ausdrücklich nennen will, wird auch in neuester Zeit in Lexiken, Deutsch- und Fremdwörterbüchern meist gleichgesetzt mit Nomen nescio (Nomen nominandum, Nomen notetur etc.). Die wohl richtige Erklärung gibt Paul Cauer in seinem instruktiven Büchlein: „Das Altertum im Leben der Gegenwart" (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 356) S. 10. Darnach pflegte Gaius (berühmter römischer Rechtsgelehrter aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert) in den Prozessen, die er als Beispiele anführte, den Beklagten mit dem fingierten Namen Numerius Nigidius zu bezeichnen. Da dieser stereotype Name oft abgekürzt erscheint, hat sich daraus der heutige Brauch entwickelt. R. L.

Die humanistischen Studien in Deutschland.

In Bayern bestanden im Jahre 1927 folgende höhere Lehranstalten: 49 humanistische Gymnasien, deren Schülerzahl sich nicht unbeträchtlich vermehrt hat, 17 Progymnasien, 3 Lateinschulen, 5 Realgymnasien, 1 Reformrealgymnasium, 26 Oberrealschulen, 44 Realschulen. Von den insgesamt 145 Anstalten beginnen mehr als die Hälfte (74) mit Latein als grundständiger erster Fremdsprache.

Die Zahl der preußischen Gymnasien blieb im Jahre 1927 auf der Höhe des Vorjahres: 304; daneben bestanden: 17 (1926: 20) Reformgymnasien und Reformprogymnasien, 185 (184) Realgymnasien und Realprogymnasien (Latein ab Untertertia), 183 (167) Reformrealgymnasien und Reformrealprogymnasien (Latein ab Untersekunda), 175 (161) Oberrealschulen, 71 (69) deutsche Oberschulen, 171 (184) Realschulen, Handelsrealschulen und Landwirtschaftsschulen. Grundständiges Latein hatten 489 Anstalten mit 125,197 Schülern (40% der Gesamtzahl), eine grundständige moderne Fremdsprache hatten 178,660 Schüler (56,9%); 126 Anstalten hatten Latein als zweite Fremdsprache, 112 Anstalten als 3. Fremdsprache; 379 Anstalten hatten überhaupt keinen obligaten Lateinunterricht. — Die 6 gymnasialen Studienanstalten (für Mädchen) hatten insgesamt 789 Schülerinnen; außerdem hatten etwa 8000 Mädchen lateinischen Unterricht an den 53 realgymnasialen Studienanstalten und den 13 deutschen Oberschulen für Mädchen.

(Wiener Blätter, September 1928.)

Ein Gelehrter, der 180 Sprachen beherrscht. Ein Sprachwunder ist der englische Gelehrte Sir Georg Grierson. In London erschien soeben sein Werk in elf Bänden über die Sprachen und Dialekte Indiens. Danach gibt es in Indien 197 Sprachen und 544 Dialekte Sir Georg Grierson hatte bei der Sammlung von Proben und Mustern der einzelnen Sprachen zwar Mitarbeiter, führte jedoch die mit der Klassifizierung und Einordnung der Systeme verbundene Arbeit ganz allein durch. Er spricht 180 Sprachen und 480 Dialekte. Sir Grierson, der in Indien ein hohes Amt bekleidet, hatte sein Werk schon vor 45 Jahren begonnen und ständig daran gearbeitet. So ist es im wahrsten Sinne des Wortes eine Lebensarbeit geworden. In diesen elf Bänden spricht uns Indien, das Wunderland mit seinen 197 Sprachen, an, und es erscheint uns unfaßlich, daß ein Mensch fast alle diese Sprachen beherrschen kann.

(„Ostschweiz", Nr. 410, 1928.)

Bücherecke

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Nr. 99: Mittelhochdeutsche Dichtungen II. Aus Gudrun- und Dietrichsage. Mk. —.70; Nr. 100: Eichendorff, Das Schloß Dürande. Die Glücksritter. Mk. —.50; Nr. 101: Th. Storm, Gedichte, Mk. —.50; Nr. 102: Russische Gedichte. Mk. —.70; Nr. 103: Storm, Gedichte. Mk. —.65; Nr. 104: Riehl, Der verrückte Holländer und andere Novellen. Mk. —.60; Nr. 105: Stifter, Bergkristall. Mk. —.45; Nr. 106: Grillparzer, Weh dem, der lügt. Mk. —.60 . . . Sämtliche dieser solid und gefällig eingebundenen. mit Einleitung und kurzen Anmerkungen versehenen Schulausgaben eignen sich gut für die Verwendung im Unterricht. R. L.

Wasserzieher. Hans und Grete. Zwölfhundert Vornamen erklärt. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. P. Herthum. Mk. 1.50. Ferd. Dümmler, Berlin. Wir verweisen auf unsere empfehlende Besprechung in „Mittelschule", Nr. 3, 1927. Daß das Büchlein fast Jahr für Jahr eine Neuauflage erlebt (bereits hat die Gesamtauflage das 20. Tausend erreicht!), spricht übrigens am deutlichsten für seine praktische Verwendbarkeit. Das bei der Anlage des Werkes dringend erwünschte alphabetische Register ist leider immer noch ausstehend. R. L.

Thieme, Karl, Scribisne litterulas latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache (mit gegenüberstehendem deutschen und lateinischen Text). 3. Auflage 1925. Kart. Mark 2.—. Ferd. Dümmler, Berlin.

Nach einigen kurzen Vorbemerkungen über das Ab-

fassen von lateinischen Briefen und Postkarten folgen über 100 Briefe, die in verständlichem, richtigem, dem Briefstil angemessenem Latein von interessanten Tagesfragen und familiären Ereignissen plaudern. Ein wertvolles Geschenk für unsere reifern Schüler und überhaupt alle Freunde der lateinischen Sprache! R. L.

Gürtler, Josef, Zitatenlexikon. Eine Sammlung von über 2500 Zitaten, nach Inhalts-Stichwörtern alphabetisch geordnet. 2. und 3. Auflage. Graz, „Styria", 1928, S. 7, 50.

Das Buch empfiehlt sich einmal durch seine moderne Einstellung; über zwei Drittel der häufiger zitierten Autoren leben entweder noch oder stehen doch unsern Tagen zeitlich sehr nahe. Auch daß das Werk unbedenklich in jedermanns Hand gelegt werden darf, ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Es wird ferner kaum ein anderes Zitatenlexikon geben, das die Kirchenväter und die moderne aszetisch-apologetische Literatur so häufig zum Worte kommen läßt. Freilich geschieht diese starke Berücksichtigung der Prosaschriftstellerei allzu sehr auf Rechnung der eigentlichen Spruchdichtung. Mancher wird es dem Verfasser nicht verzeihen können, daß er z. B. von den dem Volk so vertrauten Schillerschen Sentenzen nichts aufgenommen hat. Wenn daher das Buch die vielbenützten Sammlungen von Büchmann, Fried, Zoozmann usf. nicht voll ersetzen kann, bietet es doch eine willkommene und gediegene Ergänzung zu jedem dieser Werke. R. L.

Steil, Ferdinand, Deutsche Redekunst. Ein Leitfaden für Schule und Selbstunterricht. 155 S. Broschiert Mk. 3.—, geb. Mk. 3.70. Oesterreich. Bundesverlag, Wien 1928. Ein hervorragender Praktiker gibt uns hier in knapper, aber klarer Form Auskunft über Atmen, physiologische Aussprache der deutschen Laute, Wortplastik und Wortbeseelung, Stimmbildung, Sprechstörungen usw Wohltuende Natürlichkeit und fesselnde Darstellung zeichnen das Werk vor vielen andern Versuchen dieser Art aus. Das mit mehreren, sehr instruktiven Tabellen versehene, geschmackvoll ausgestattete Büchlein verdient weiteste Verbreitung. R. L.

Röhl Hans, Wörterbuch zur deutschen Literatur (Teubners kleine Fachwörterbücher, Bd. 14), Leipzig 1921, B. G. Teubner. Geb. M. 3.60.

Das Büchlein enthält mehr, als der Titel verspricht. Ueber die Literaturgeschichte hinaus orientiert es auch über die Gebiete der Poetik, Metrik, Stilistik, ferner des Schrift-, Buch- und Theaterwesens, z. T. sogar der Sprachgeschichte und der Lautlehre. Fremdsprachliche Ausdrücke sind etymologisch erklärt. Auf anderwärts behandelte Stichwörter wird regelmäßig verwiesen. Der Anhang bringt eine Bücherkunde, ein Verzeichnis der Fachzeitschriften und eine Zeittafel. Dem Verfasser ist es gelungen, auf 200 Seiten eine erstaunliche Fülle wertvoller Angaben in klarer, nüchtern-objektiver Art niederzulegen, so daß das alphabetisch geordnete, gut gebundene Büchlein für Lehrer und Schüler eine wertvolle Ergänzung jeder Literaturgeschichte darstellt. R. L.

Uhle Heinrich, Laien-Latein. Viertausend lateinische Fremdwörter, Redensarten und Zitate, nach Form und Bedeutung erklärt, nebst einer allgemeinen Einführung in die lateinische Sprache. Zweite verb. Aufl. M. 4.—. Verlag Perthes, Gotha, 1928.

Uhle Heinrich, Laien-Griechisch. Dreitausend griechische Fremdwörter, nach Form und Bedeutung erklärt, nebst einer allgemeinen Einführung in den griechischen Sprachbau. Zweite verb. Aufl. M. 4.—. Verlag Perthes, Gotha, 1928.

Es ist hier nicht der Platz zu untersuchen, ob die beiden Bändchen ihr Hauptziel — deutschen Volksgenossen, die mit den alten Sprachen nicht vertraut sind, ein etymologisches **Verständnis** unserer geläufigsten griechisch-lateinischen Fremdwörter zu vermitteln — wirklich erreichen können. Die Frage müßte u. E. je nach der geistigen Reife des Lesers sehr verschieden beantwortet werden. Was wir aber betonen möchten, ist die Ueberzeugung, daß auch unsere Schüler, speziell der mittleren und untern Klassen, aus Uhles Büchern recht viel Nutzen schöpfen werden, sicher mehr als aus unseren bekannten Fremdwörterbüchern. Während sie nämlich in den letztern jedes fremde Wort sofort unter seinem Anfangsbuchstaben finden, setzen die erstern ein schönes Stück Wortbildungslehre voraus, weil es immer gilt, den Stamm herauszuschälen. Hier sehen sie dafür jeweilen eine ganze Familie gebräuchlicher Fremdwörter in lichtvoller Anordnung und sauberer Ableitung zusammengestellt. Selbst den Oberklassen, die auf der Suche nach den technischen Termini der verschiedenen Wissenschaften auf ein ausführlicheres Fremdwörterbuch angewiesen sind, bietet Uhle dazu eine lehrreiche Ergänzung. Uebrigens haben die Benützer im Index der Ableitungen und Zusammensetzungen eine bequeme „Eselsbrücke", die freilich gelegentlich versagt. — Ein hübsches Stück Kulturkunde liegt in den schmucken Bändchen aufgespeichert, die in weitesten Kreisen dem humanistischen Gymnasium neue Freunde werben werden.

R. L.

Zweideutiger Hochzeitsglückwunsch (Palindrom).

Coniugium tibi sit blandum nec gaudia sumas
Irrita, sis felix nec cito dispereas =
Dispereas cito nec felix sis, irrita sumas
Gaudia nec blandum sit tibi coniugium.

(Verfasser unbekannt.)

14. Jahrgang Nr. 8 20. Dezember 1928

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Robert Löhrer, Engelberg

Inhalt: Die Kirchengeschichte im Knittelgedichte — Methodisches zum Passé défini und Imparfait — Zunftstube — Bücherecke

Die Kirchengeschichte im Knittelgedichte

(Von F. A. H.)

(Auf vielseitiges Verlangen hin veröffentlicht.)

1—100

Johannes beginnt, Johannes schließt.
Des Heilands Lehre keimt und sprießt,
Verfolgt von Juden und Heiden zugleich,
Und doch erfaßt von Arm und Reich.

100—200

Die Kaiser toben. Doch ohne Scheu
Wächst rings die Kirche felsentreu.
Nicht schwindet vom heiligen Gräbertisch
Bei Lehr und Gesang der himmlische Fisch.

200—300

Noch immer ist Kampf am Mittelmeerstrand;
Doch bleibt das Kreuz in der Christen Hand
Und blüht auf Aegyptens Wüstensand
Und fern in Persiens gastlichem Land.

300—400

Heil! Konstantin und Theodos
Befreiten die Kirche und machten sie groß.
Sie schritt trotz Arius und Julian
An Hand der Väter auf sicherer Bahn.

400—500

Nochmals entbrannt' ein Bruderstreit
Um Christi Menschheit und Gottgleichheit.
Auch kamen Burgunder, Franken und Goten
Und füllten Europa mit Trümmern und Toten.

500—600

Nun kamen die Mönche und fanden Gunst
Und tauften die Heiden und lehrten sie Kunst;
St. Benedikt gab im Abendland
Eine neue Regel dem Ordensstand.

600—700

In England, Bayern und in der Schweiz
Erstrahlt in den Wäldern das christliche Kreuz;
Im Süd aber pflanzt mit des Schwertes Knauf
Das Heer der Araber den Halbmond auf.

700—800

Zur Zeit der großen Karolinger,
Der Mauren-Lombarden-Sachsenzwinger,
Gab's Bilderstürmer im Morgenland
Und Götzenfäller am Rheinesstrand.

800—900

Es blühten die Klöster; es ragten vor allen
Fulda, Reichenau und St. Gallen.
Auch brachten die Brüder Cyrill und Method
Den Mähren und Böhmen das himmlische Brot.

900—1000

Zur Zeit des Finklers und der Ottonen
Begannen die Deutschen in Städten zu wohnen;
Besiegten manch wildes Hunnenheer
Und brachten nach Ungarn die göttliche Lehr'.

1000—1100

Es sank die Zucht; und Griechenland
Zerriß der Kirche lebendiges Band;
Doch Papst und Klöster hielten Stand
Und riefen zum Kreuzzug ins heilige Land.

1100—1200

Eine wunderbare Begeisterung
Entflammte allüberall alt und jung
Zum Baue von Domen, für Kunst und Gesang,
Für Krieg und lustigen Sporenklang.

1200—1300
Zwei Orden der Armut, voll junger Kraft,
Ergründen die Tiefen der Wissenschaft;
Doch störten die gellenden Hörner des Kriegs
Viel Früchte des Friedens u. Früchte des Siegs.

1300—1400
Die Päpste gefangen, und Rom in Not,
Und Zwiespalt dann und der große Tod.
Voll Sehnsucht sucht man im Altertum
Nach klassischer Schönheit und stolzem Ruhm.

1400—1500
Zu Konstanz, Basel und Firenze
Flocht man begeistert Friedenskränze;
Kein Friede kam, nur getünchte Not:
An Oesterreichs Grenze der Türke droht.

1500—1600
Als die Kämpfe mit Zwingli und Luther kamen
Und die Türken den ganzen Osten nahmen,
Da ward in der neuentdeckten Welt
Das Kreuz der Erlösung aufgestellt.

1600—1700
In Deutschland wütete der Krieg,
Die Greuel lärmten, das Gute schwieg;
Barmherzige Mönche und Schwestern dann,
Die nahmen der Kinder und Armen sich an.

1700—1800
Ein fauler Friede war rings im Land,
Gehorsam, Zucht und Glaube schwand.
In Frankreich brach die Hölle los,
Und Angst und Schrecken waren groß.

1800—1900
Trotz Aufklärung, Kapital und Maschinen
Erblüht die Romantik aus den Ruinen,
Und mitten im Gieren nach Lust und Geld
Wächst Gottes geistiges Aehrenfeld.

Methodisches zum Passé défini und Imparfait

Dr. Anton Huber, Zug.

Zwei Gründe haben mich zur Kenntnisgabe folgender Zeilen bewogen. Erstens der Umstand, daß immer noch viele Regeln über diesen Gegenstand in den Lehrmitteln zu finden und an Prüfungen zu hören sind, die im Interesse eines vernünftigen Abbaues weggelassen werden könnten. Zweitens, die Beobachtung, daß der Vorteil einer graphischen Darstellung nicht so ergiebig ausgenützt wird, wie es mir empfehlenswert scheint.

Die graphische Darstellung der beiden Zeitformen.

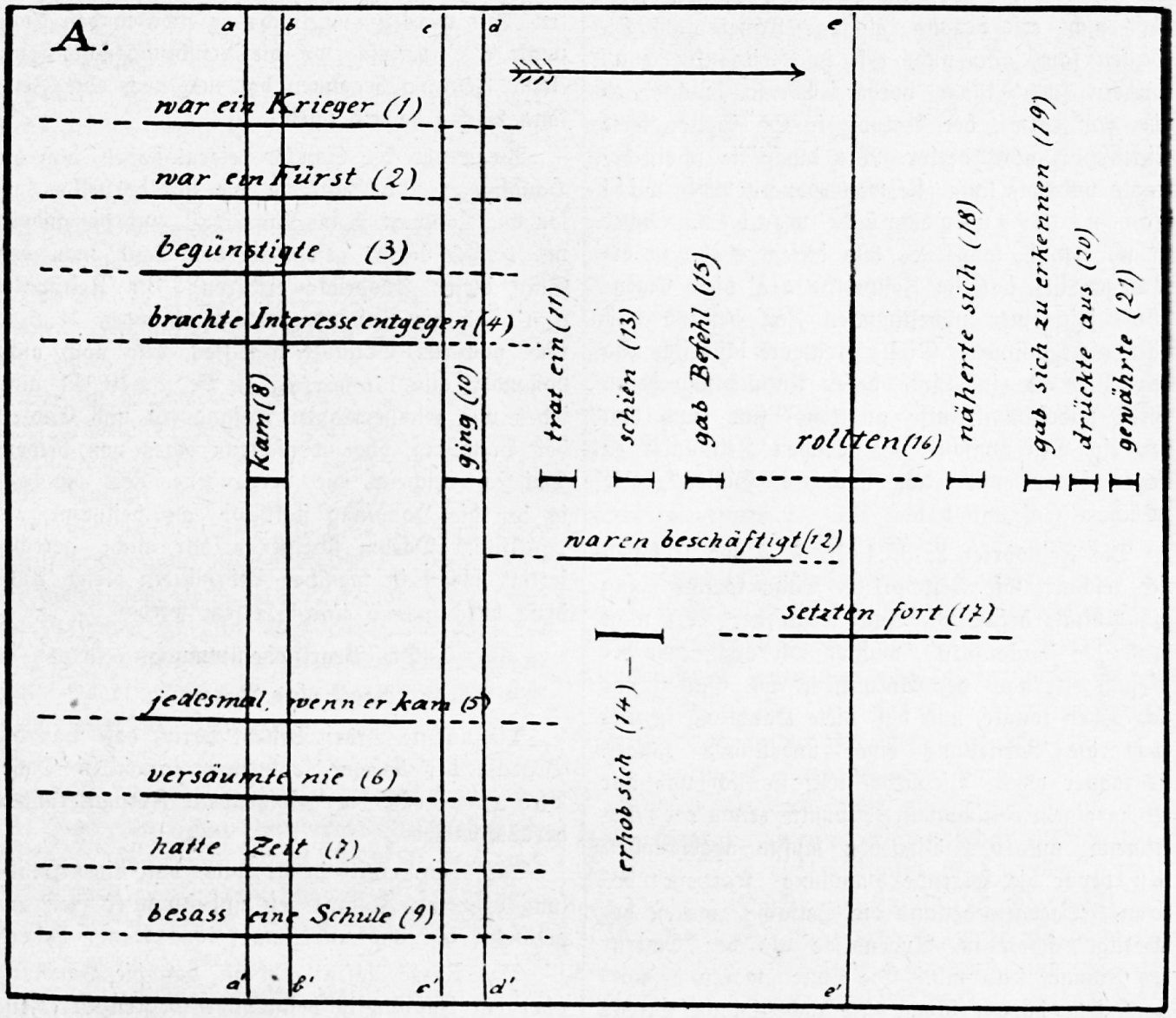
Wie man vorgehen kann, sei an Hand des folgenden Stückes gezeigt, das dem Résumé de grammaire française von Banderet entnommen ist. In gleicher Weise kann jede andere Erzählung dargestellt werden.

Charlemagne et les écoles.

(Die den Verben beigefügten Zahlen verweisen auf ihre Darstellung in der Skizze A).

L'empereur Charlemagne n'était (1) pas seulement un grand guerrier, c'était (2) encore un prince éclairé, qui favorisait (3) les lettres et les arts, et qui sourtout portait (4) un grand intérêt au développement de l'instruction. Quand il arrivait (5) dans une ville de son empire, il ne manquait (6) jamais de s'informer de l'état des écoles et de les visiter lui-même, toutes les fois qu'il en avait (7) le temps.

Un jour, dit-on, l'empereur vint (8) à Saint-Gall, ville qui possédait (9) alors une école célèbre, et, le lendemain, il alla (10) visiter cet établissement avec quelques personnes de sa suite. Au moment où l'empereur entra (11) dans la classe, les élèves étaient (12) occupés à résoudre un problème difficile ; aussi personne n'eut (13) l'air de remarquer son arrivée ; aucun élève ne se leva (14) pour saluer l'illustre visiteur. Frappé de ce spectacle, Charlemagne donna (15) à l'un de ses domestiques l'ordre de répandre sur le plancher une corbeille de pommes et de noix ; mais, chose difficile à croire, tandis que les pommes et les noix roulaient (16) joyeusement sous les tables, les élèves, sans se laisser distraire, continuaient (17) le travail commencé. De plus en plus étonné, l'empereur s'approcha (18) alors du maître, se fit (19) connaître à lui, exprima (20) son entière satisfaction aux élèves et leur accorda (21) un jour de congé.



Der Schüler muß sich vorstellen, das Rechteck der Skizze A (in der Schule die Wandtafel) sei ein Stück Zeit. Die Zeit verfließt in der Richtung des Pfeiles. Jeder senkrechte Strich bedeutet einen Zeitpunkt. Solche Striche sind z. B. a a', b b' und alle, die man dazwischen denken kann. Wenn nötig, kann man das Rechteck mit einem Stück eines Flusses vergleichen, über den bei a a' usw. Seile gespannt sind. Die Wassermenge, die unter a a' ist, befindet sich einen Augenblick später unter b b'. Wenn der Schüler erfaßt hat, wie die Wandtafelfläche und gezogene oder gedachte senkrechte Linien aufzufassen sind, beginnt die Erklärung und Aufzeichnung der im Stücke enthaltenen Vorgänge, soweit sie ins Imparfait oder ins Passé défini zu setzen sind. Man kann dabei die Schüler ihr Lesestück Satz um Satz lesen lassen. Viel besser scheint es mir zu sein, den Schülern bei geschlossenem Buche Satz um Satz deutsch vorzulesen und dann besprechen zu lassen, weil sie so ihre Unterscheidungskraft selbständiger betätigen müssen und nicht durch die schon gegebenen französischen Zeitformen voreingenommen sind.

Läßt man nun das Zeitwort 1 („war ein großer Krieger") mit Zeitwort 8 („kam nach St. Gallen") vergleichen, so werden die Lernenden durch geschickt gestellte Fragen*) des Lehrers bald herausbringen, daß das letztere sich uns darstellt als in einem bestimmten Zeitpunkte beginnend. Als Anfangszeitpunkt denken wir uns a a' und ziehen diese Linie. Das Ankommen dauert aber auch nicht bis ins Unendliche, sondern bis zu einem nur wenig spätern Zeitpunkte, etwa bis b b'. „Kam" läßt sich also darstellen durch eine horizontale, beidseitig begrenzte Linie zwischen a a' und b b', wobei es nicht darauf ankommt, auf welcher Höhe zwischen a und a' man diese wagrechte Linie ansetzt. Sehr leicht wird auch be-

*) Wer als extremer Anhänger der Arbeitsschule die Lehrerfrage verurteilt, wird dafür andere Zaubermittel zur Verfügung haben, um zum Ziele zu gelangen.

griffen, daß der Zustand „war ein großer Krieger" nicht erst begann, als der Kaiser nach St. Gallen kam, also nicht erst im Zeitpunkte a a', sondern schon lange vorher. Ebenso leuchtet es ein, daß er mit der Ankunft in St. Gallen diese Eigenschaft nicht verlor. Wie lange sie schon bestand, und wie lange sie weiterdauern wird, will gar nicht ausgedrückt werden. Sicher ist nur (d. h. soweit es aus diesem Satze zu erschließen ist), daß im Zeitpunkte a a' diese Eigenschaft seit einer unbestimmten Zeit bestand und noch nicht aufhörte. Dieses Zeitwort läßt sich also darstellen als eine Linie, deren Anfang und deren Ende unbestimmt (also punktiert) sind, und von der ein Teil zwischen die gleichen Zeitpunkte zu liegen kommt wie „kam nach St. Gallen", also zwischen a a' und b b'.

Die Zeitwörter 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 9 lassen sich zeichnen wie Zeitwort 1. Dann kommt „ging die Anstalt besuchen". Auch wenn der Text nicht sagte „le lendemain", wüßten wir doch, daß der Besuch erst nach der Ankunft in St. Gallen vor sich gehen konnte, und daß diese Handlung in uns nicht die Vorstellung einer unbestimmt langen Fortdauer weckt. Vielmehr stellt sie sich uns dar als in einem bestimmten Zeitpunkte (etwa c c') beginnend, und das Hingehen mußte abgeschlossen sein, bevor die folgende Handlung „trat ein" begann. Dagegen bestand die Tatsache „waren beschäftigt" schon im Augenblicke als der Eintritt ins Zimmer stattfand. Die Linie „waren beschäftigt" setzt darum schon eine unbestimmte Strecke weit vor der senkrechten ein, die man sich durch den Anfang der Linie „trat ein" denken kann. (Wenn einmal begriffen ist, was die senkrechten Linien bedeuten, kann man sie teilweise oder ganz weglassen, wie es in unserer Zeichnung nach b b' der Fall ist.)

Nach dem Eintritt des Kaisers in das Schulzimmer ist man gespannt, was für eine Handlung vonseiten der Schüler ihren Anfang nehmen werde. Darum hat der französische Text „schien" und „erhob sich" als anfangende Handlungen aufgefaßt, die sich somit als kurze Linien mit bestimmtem Anfange darstellen.

Eine besondere Erklärung verlangen die Zeitwörter 16 und 17. Das Rollen der Aepfel begann sicher erst nach der Erteilung des Befehles. Daher sollte man bestimmt anfangende Linien erwarten. Allein das Bindewort „pendant que" läßt uns vielmehr an den Verlauf als an den Anfang oder den Abschluß des Vorganges denken. Wir werden als Zuschauer etwa in den Zeitpunkt e e' versetzt, wo die Handlung schon eine kleine Zeitlang begonnen hat und noch eine Zeitlang weiter dauern wird.

Wenn nun die Schüler gelernt haben, daß die Handlungen und Zustände, die sich darstellen lassen wie Zeitwort 1, ins Imparfait, und die andern ins Passé défini gesetzt werden, kann man den Sinn dieser Ausdrücke erklären. Im Zeitpunkte a a' sind die Zustände und Handlungen 1, 2, 3 usw. noch im Verlaufe begriffen, also noch nicht vollendet, also „imparfait". Bei 8, 10, 11 usw. sehen wir gewissermaßen Anfangszeit und Endzeit der Handlung, oder wenigstens eines von beiden. Dadurch erscheint die vergangene Zeit (passé), in der die Handlung stattfand, als bestimmt, als „défini". Darum scheint es mir nicht gerechtfertigt, wenn in manchen Lehrmitteln dieser Ausdruck durch passé simple ersetzt wird.

Die Begriffsbestimmung.

(Regel oder Regeln?)

Die nächste Arbeit besteht darin, daß man die Begriffe der beiden Zeitformen entwickelt. Dabei wird etwa eine der folgenden Formulierungen herauskommen.

Das Imparfait drückt aus, daß eine Handlung oder ein Zustand seit unbestimmter Zeit angefangen hat und unbestimmt lang weiter dauert.

Das Passé défini gibt an, daß die Handlung oder ein Zustand in bestimmter (begrenzter) Zeitdauer angefangen und vollendet wird.

Oder:

Das Imparfait stellt eine Handlung oder einen Zustand dar als im Verlaufe begriffen. Anfang und Ende sind unbestimmt.

Das Passé défini stellt eine Handlung oder einen Zustand dar als in einer bestimmten vergangenen Zeit anfangend und in der Vergangenheit abgeschlossen.

Oder:

L'imparfait marque une action ou un état dont la durée a commencé et continue, sans que, par lui-même, il en indique le commencement ou le terme.

Le défini, au contraire, marque l'origine, le commencement d'une action ou d'un état de courte ou de longue durée, mais qui laisse entrevoir un terme ; il sert de plus à indiquer le résultat.

(Diese sehr schöne Fassung in der 17. Auflage von E. Borel ist von den Herausgebern der spätern Auflagen etwas geändert worden).

Eine kürzere und leichtere Fassung, die bis weit hinauf genügt, wenn sie in ihrer Ganzheit begriffen wird, ist folgende:

Das Imparfait drückt eine (in einem Zeitpunkt der Vergangenheit) fortdauernde Handlung (Zustand) aus.

Das Passé défini drückt eine (in einem bestimmten Zeitpunkte) anfangende Handlung (Zustand) aus.

Das in Klammern Stehende kann beim Aufsagen weggelassen werden. Nur muß die Regel so verstanden werden, wie sie durch den Klammerinhalt präzisiert wird.

Worauf es ankommt, ist die Prägung einer Begriffsbestimmung, also einer solchen „Regel", die das Wesen der Sache zum Ausdruck bringt und nicht zu schwer ist zum Memorieren. Ist das erreicht, so brauchen meines Erachtens keine weitern Regeln mehr auswendig gelernt zu werden, wenigstens nicht für Prüfungen.

Dagegen sollen unter der Leitung des Lehrers die Schüler folgende Ergebnisse herausfinden:

1. Das Imparfait hat mehr beschreibenden Charakter, das Passé défini ist mehr eine Aufzählung von aufeinanderfolgenden Ereignissen, hat also erzählenden Charakter. Oft, wie in der Skizze A bei den Verben 5, 6 und 7, handelt es sich um unbestimmte Dauer wiederholter Handlungen.

2. Jedes folgende Passé défini versetzt uns gewöhnlich in einen spätern Zeitpunkt, wir schreiten also in der Zeit voran, während ein oder mehrere Imparfaits uns in der Zeit nicht weiter bringen. Sie beziehen sich meistens auf einen Zeitpunkt, in welchem eine Passé-défini-Handlung eintritt oder zu denken ist. Wegen dieser Beziehung wird das Imparfait auch Passé relatif genannt: Ein oder mehrere Imparfaits am Anfange einer Erzählung erwecken im Leser oder Hörer die Frage: „Auf was für ein Ereignis (Passé-défini-Handlung) beziehen sich wohl diese schon begonnenen Handlungen oder Zustände? Was für ein Vorkommnis trat wohl ein?"

3. Das Imparfait antwortet auf die Frage: Was war schon? Das Passé défini auf die Frage: Was geschah dann?

4. In vielen Fällen läßt sich der Unterschied der beiden Zeitformen im Deutschen durch verschiedene Wörter wiedergeben: Il savait = er wußte, es war ihm bekannt. Il sut = er erfuhr (fing an zu wissen, weil jemand es ihm sagte). Nous mourions de soif = Wir waren (beinahe) am Sterben vor Durst, wir waren am Verdursten. Il mourut = er starb. Weitere Beispiele sind in verschiedenen Lehrmitteln zu finden, z. B. Baumgartner, Grammaire française, p. 65.

5. (Dieser Punkt wird wohl erst später verstanden, nicht bei der ersten gründlichen Behandlung.) Das Passé défini ist eine bloße, mehr verstandesmäßige Feststellung einer vergangenen Tatsache. Weil uns dagegen das Imparfait in den Verlauf einer Handlung (oder in die Dauer eines Zustandes) versetzt, ist es anschaulicher, hat oft mehr Gefühlswert. Man vergleiche oben: Nous mourions de soif (eine Hyperbel) und il mourut.

Diese hier aufgezählten Ergebnisse (ev. mit Ausnahme des letzten) sollen zur Vertiefung der Begriffsbestimmung entwickelt werden. Formellen Prüfungsstoff sollen sie nicht bilden, außer vielleicht Ergebnis 3, das sehr leicht begriffen wird und zur Befestigung der Sache viel beiträgt.

Kritik einiger üblichen Regeln.

Werfen wir noch einen kritischen Blick auf gewisse Regeln unserer gebräuchlichen Lehrmittel. Dieselben sollen nicht als falsch oder wertlos abgetan werden, sondern als entbehrlich. Da heißt es z. B.: „Le passé défini est le temps de la narration écrite. Il sert à exprimer tout ce qui indique un progrès important dans la marche de l'action."

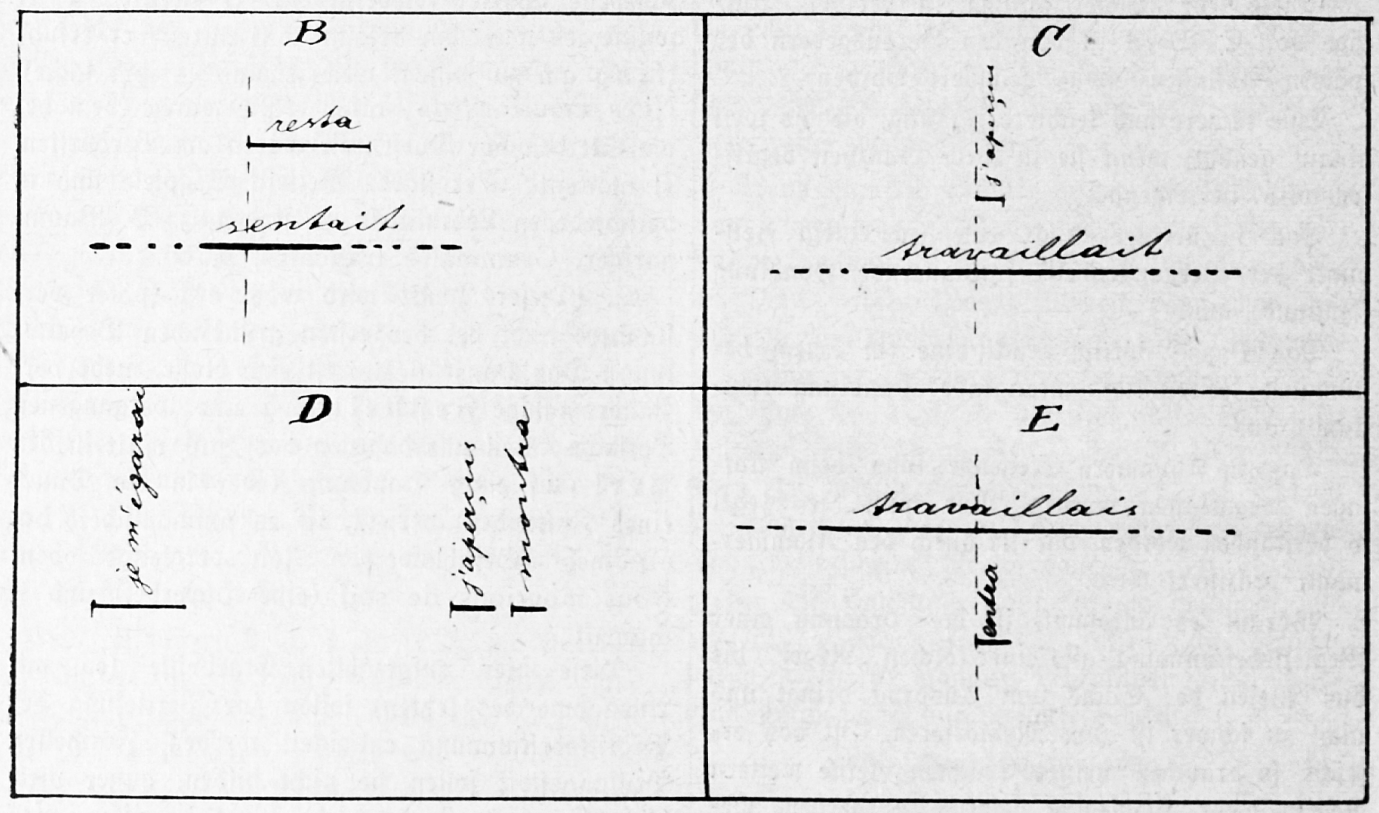
Der Hinweis auf die narration écrite nützt dem Schüler anfänglich nicht viel, weil jede Erzählung mit imparfaits durchsetzt ist. Was ist für den Leser „important"? Für den Anschauungs- und Gefühlsgehalt oder die stilistische Eigenart können die Imparfaits viel wichtiger sein. „Progrès dans la marche de l'action" ist ein oben angeführtes Ergebnis, also nicht notwendig als besondere Regel.

Ferner: „L'imparfait sert à exprimer ce qui interrompt la marche du récit et par conséquent s'emploie le plus souvent

a) Dans les descriptions, pour répondre à la question: comment était cette personne, cet objet?

b) Dans les phrases qui servent à expliquer, à motiver une action,

c) pour exprimer une habitude, une action qui s'est répétée régulièrement."



Hiezu ist zu sagen: a) und c) sind unter den obigen Ergebnissen erwähnt; b) ist nicht nötig. Wenn man den Satz „Il resta à la maison, car (parce que) il ne se sentait pas bien" graphisch darstellt wie in Skizze B, so wird „sentait" sofort als früher begonnener, beim Eintreten der Passé-défini-Handlung noch nicht vollendeter Zustand auftreten.

Weiter: Une phrase relative est ordinairement descriptive, et, dans ce cas, se met à l'imparfait. (J'aperçus un paysan qui travaillait dans un champ). Mais quand elle exprime une action importante, un progrès du récit, elle se met au défini (Je m'égarai d'abord, mais enfin j'aperçus un paysan qui me montra le chemin). Diese Regel bietet nichts, das über die Begriffserklärung hinausginge, nichts, das aus einer Zeichnung (Siehe Skizze C und D) nicht ersichtlich wäre.

Weiter: Quand deux actions sont présentées comme ayant lieu en même temps, toutes les deux se mettent à l'imparfait. Diese Regel stimmt nur dann, wenn der Verlauf (nicht der Anfang) als zeitlich zusammenfallend dargestellt wird, was allerdings bei solchen Fällen gewöhnlich zutrifft. Es ist dies der Fall bei den Verben 16 und 17 der Skizze A. Dagegen: Lorsque j'arrivai, je fus regardé comme si j'avais été envoyé du ciel (Montesquieu). Hier beginnen gleichzeitige Handlungen. Auch 13 und 14 in Skizze A sind gleichzeitig (obwohl im Passé défini), oder können wenigstens als solche gedacht werden.

Sehr häufig findet man auch ungefähr folgende Regel: Quand de deux actions passées l'une interrompt l'autre, celle qui interrompt se met au défini, l'action interrompue à l'imparfait (Je travaillais à mon bureau, lorsque mon ami entra). Auch diese Regel ist entbehrlich, weil sich beim Zeichnen ganz natürlich Bild E ergibt. Zudem läßt sich bei derartigen Beispielen aus dem Satze selber gar nicht feststellen, ob eine Handlung unterbrochen werde oder nicht. Der genannte Satz „Je travaillais . . ." sagt gar nicht aus, daß das Arbeiten beim Eintritt des Freundes aufhörte. Das Wort „unterbrechen" könnte höchstens den Sinn haben, daß durch „entra" die Aufmerksamkeit des Lesers von „travaillais" weggelenkt wird.

Am unglücklichsten sind wohl für deutsche Schüler solche Erklärungen wie: „L'imparfait est un présent par rapport au passé." Clédat sagt in seiner Grammaire classique: „Nous avons deux présents: le présent absolu (je viens) et le présent relatif (je venais)." Diese Erklärungen sagen anfänglich dem deutschen Schüler gar nichts. Denn bei Zeitwörtern wie 1 und 8 der Skizze A fällt ja ein Teil der Dauer zusammen. Darum kann der Lernende nicht wissen, ob er „kam" in bezug auf „war" als Gegenwart auffassen soll, oder „war" in bezug auf „kam". Erst nach eingehenden Erläuterungen über die beiden Zeitformen und genauerer Formulierung derartiger Erklärungen haben sie einen Sinn, den Sinn nämlich, daß für einen bestimmten Zeitpunkt der

Vergangenheit (in dem ein Vorgang beginnen kann) die durch Imperfektformen ausgedrückten Handlungen oder Zustände schon bestanden, und daß so gewissermaßen die in jenem Zeitpunkt gegenwärtige Sachlage geschildert wird. Und da, wie oben ausgeführt, das Imparfait uns in den Verlauf der Handlung hineinstellt, kann man sagen, es vergegenwärtige die betreffende Handlung (Zustand) für die Vergangenheit.

Gelegentliche Vertiefung bei der Lektüre.

In der Lektüre wird man oft auf Stellen stoßen, die günstige Gelegenheit bieten, das früher Gebotene zu ergänzen, klarer zu beleuchten und zu vertiefen. Es folge hier eine Auslese solcher Beispiele:

1. „Il en résulta une guerre, qui dura trente ans." Derartige Sätze mögen zeigen, daß man sich vor der falschen Auffassung zu hüten hat, als ob die lange Dauer zur Wahl des Imparfait bewegen müßte. Es kommt eben auf die Begrenztheit (Bestimmtheit) der Dauer an.

2. „L'année suivante, il alla plusieurs fois voir son oncle." Hieraus sieht man, daß nicht jede wiederholte Handlung ins Imparfait zu setzen ist. Entscheidend ist, ob die Dauer, während welcher eine Handlung sich wiederholt, sich uns als begrenzt, bestimmt, darstellt oder nicht.

3. „Peu à peu mon père retomba dans son isolement" (Baumann). Das allmähliche Werden einer Handlung darf nicht mit Unbestimmtheit verwechselt werden.

4. Im Cours pratique von Banderet und Reinhart heißt es bei der Erzählung einer Bergreise: „Près du sommet, nous attendîmes nos camarades. Bientôt nous entendîmes leurs voix, nous leur répondîmes, et à dix heures nous arrivions ensemble à l'hôtel. Nous étions mouillés . . ." Derartige Stellen zeigen, daß die Angabe eines Zeitpunktes (dix heures) nicht zur Wahl des Passé défini nötigt. Natürlich wäre arrivâmes richtig. Aber der Verfasser zog es vor, anzudeuten, daß im Zeitpunkt „dix heures" die Ankunft gerade vor sich ging, also schon etwas vorher begonnen hatte. Statt nur von der Gegenwart aus festzustellen, daß die Ankunft damals stattfand, stellt er uns den Vorgang im Ablauf begriffen vor die Augen. (Einige Schüler stehen schon da, andere sind vielleicht noch ein bißchen zurück).

Nach und nach wird man erkennen, was für ein feines Stilmittel das Vorhandensein dieser beiden Zeitformen werden kann. Man sehe sich von diesem Gesichtspunkte Sätze an wie den folgenden: „Le 4 septembre 1768, naissait à Saint-Malo, dans la sombre rue des Juifs, le chevalier François René de Chateaubriand ; le mugissement des vagues étouffa ses premiers cris, le bruit de la tempête, berça son premier sommeil". (Lanson, Histoire de la littérature française).

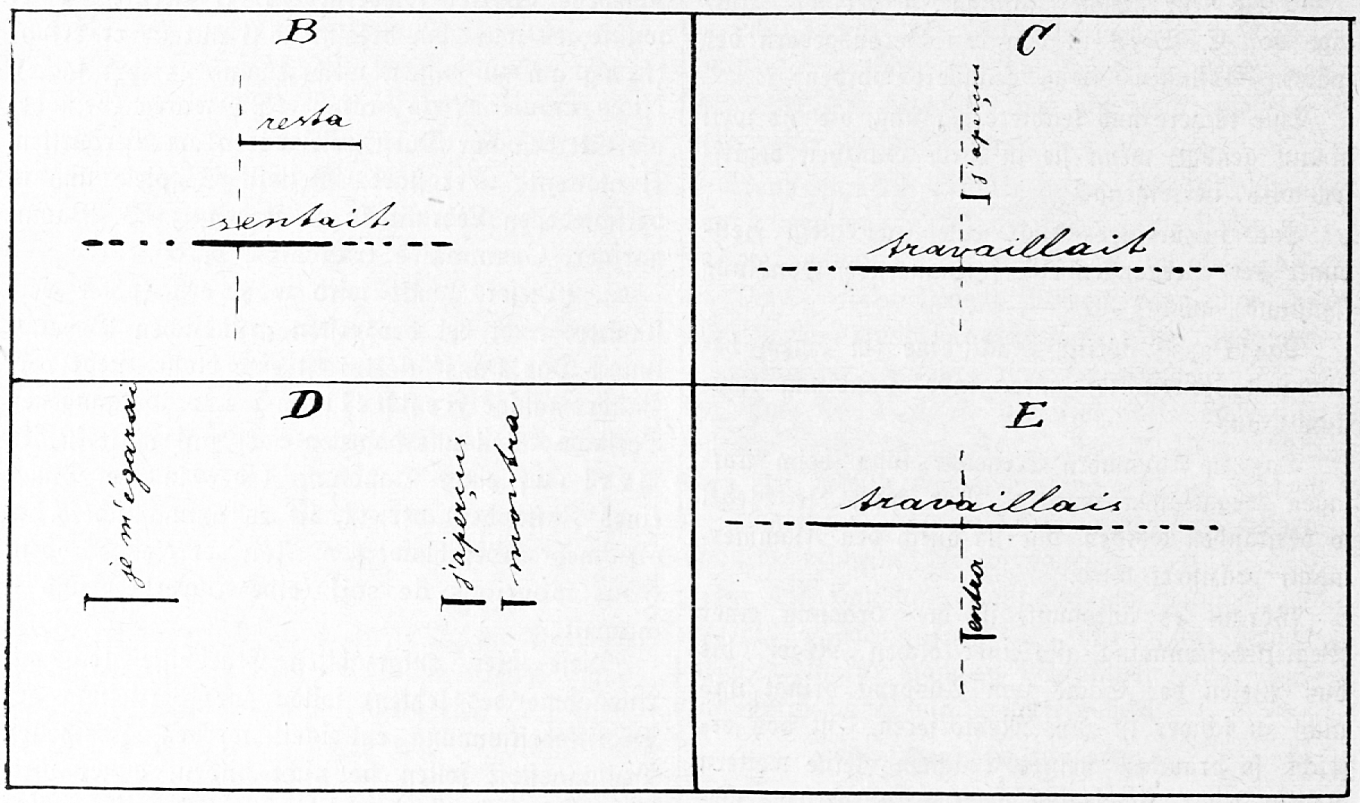
5. Der soeben erwähnte Gebrauch des Imparfait kann so weit gehen, daß mehrere aufeinanderfolgende Vorgänge, deren Anfang also als bestimmt aufgefaßt werden könnte, ins Imparfait gesetzt werden. Das geschieht besonders in affektvoller Erzählung, weil die gefühlsbetonte Rede gelegentlich auf verstandesmäßige Präzision verzichtet zu Gunsten der Anschaulichkeit des Imparfait. So in folgendem Beispiel, das Strohmeier (Französ. Unterrichtswerk) aus Montfort zitiert: Elle quitta la gare, le cœur en lambeaux. Elle se trouvait seule. Elle pensa à se tuer. Elle se disait tout à coup: mais non ; croyait qu'elle avait rêvé. Le soir elle allait au jardin public. C'était l'été, la musique jouait. Elle s'accoudait au balcon qui domine l'orchestre et elle écoutait.

Es wäre jedoch verfehlt, aus solchen Belegstellen schließen zu wollen, daß die Wahl zwischen beiden Zeitformen eine willkürliche sei. Natürlich kann oft die eine oder die andere gewählt werden, aber der Ausdruckswert der beiden Zeitformen ist immer verschieden. Das obige „allait" besagt: als ein gewisser Zeitpunkt des Abends eingetreten war, befand sie sich auf dem Wege zur Parkanlage." S'accoudait: wieder in einen spätern Augenblick versetzt, sieht der Leser, wie sie, auf die Ellbogen gestützt, zuhört.

Fast ins Mißbräuchliche gesteigert scheint mir diese Verwendung des Imparfait in folgender Inhaltsangabe, die in einem Prospekte von einem Buche Bazins zu finden ist: Après une jeunesse à la fois brillante et orageuse, Charles de Foucauld quittait brusquement l'armée pour explorer le Maroc . . . En 1888, il publiait sa Reconnaissance au Maroc. Il se convertissait bientôt et séjournait dans différentes trappes. Ordonné prêtre en 1901, il se mettait à la disposition des Pères Blancs et s'installait à Beni-Abbès. . . Il allait évangéliser les Touaregs. Quinze ans il fut pour eux le marabout Charles. Le premier décembre 1916, quittant son ermitage de T., il tombait dans un piège et était massacré par les Senoussistes.

6. Da das Imparfait in Bezug auf Anfang und Ende der Zeitdauer unbestimmter ist als das Passé défini, ist seine Verwendungsmöglichkeit elastischer, weiter.

So kann es gelegentlich Vorzeitigkeit angeben. Il s'assit pour souper dans un grand fauteuil



Hiezu ist zu sagen: a) und c) sind unter den obigen Ergebnissen erwähnt; b) ist nicht nötig. Wenn man den Satz „Il resta à la maison, car (parce que) il ne se sentait pas bien" graphisch darstellt wie in Skizze B, so wird „sentait" sofort als früher begonnener, beim Eintreten der Passé-défini-Handlung noch nicht vollendeter Zustand auftreten.

Weiter: Une phrase relative est ordinairement descriptive, et, dans ce cas, se met à l'imparfait. (J'aperçus un paysan qui travaillait dans un champ). Mais quand elle exprime une action importante, un progrès du récit, elle se met au défini (Je m'égarai d'abord, mais enfin j'aperçus un paysan qui me montra le chemin). Diese Regel bietet nichts, das über die Begriffserklärung hinausginge, nichts, das aus einer Zeichnung (Siehe Skizze C und D) nicht ersichtlich wäre.

Weiter: Quand deux actions sont présentées comme ayant lieu en même temps, toutes les deux se mettent à l'imparfait. Diese Regel stimmt nur dann, wenn der Verlauf (nicht der Anfang) als zeitlich zusammenfallend dargestellt wird, was allerdings bei solchen Fällen gewöhnlich zutrifft. Es ist dies der Fall bei den Verben 16 und 17 der Skizze A. Dagegen: Lorsque j'arrivai, je fus regardé comme si j'avais été envoyé du ciel (Montesquieu). Hier beginnen gleichzeitige Handlungen. Auch 13 und 14 in Skizze A sind gleichzeitig (obwohl im Passé défini), oder können wenigstens als solche gedacht werden.

Sehr häufig findet man auch ungefähr folgende Regel: Quand de deux actions passées l'une interrompt l'autre, celle qui interrompt se met au défini, l'action interrompue à l'imparfait (Je travaillais à mon bureau, lorsque mon ami entra). Auch diese Regel ist entbehrlich, weil sich beim Zeichnen ganz natürlich Bild E ergibt. Zudem läßt sich bei derartigen Beispielen aus dem Satze selber gar nicht feststellen, ob eine Handlung unterbrochen werde oder nicht. Der genannte Satz „Je travaillais . . ." sagt gar nicht aus, daß das Arbeiten beim Eintritt des Freundes aufhörte. Das Wort „unterbrechen" könnte höchstens den Sinn haben, daß durch „entra" die Aufmerksamkeit des Lesers von „travaillais" weggelenkt wird.

Am unglücklichsten sind wohl für deutsche Schüler solche Erklärungen wie: „L'imparfait est un présent par rapport au passé." Clédat sagt in seiner Grammaire classique: „Nous avons deux présents: le présent absolu (je viens) et le présent relatif (je venais)." Diese Erklärungen sagen anfänglich dem deutschen Schüler gar nichts. Denn bei Zeitwörtern wie 1 und 8 der Skizze A fällt ja ein Teil der Dauer zusammen. Darum kann der Lernende nicht wissen, ob er „kam" in bezug auf „war" als Gegenwart auffassen soll, oder „war" in bezug auf „kam". Erst nach eingehenden Erläuterungen über die beiden Zeitformen und genauerer Formulierung derartiger Erklärungen haben sie einen Sinn, den Sinn nämlich, daß für einen bestimmten Zeitpunkt der

Vergangenheit (in dem ein Vorgang beginnen kann) die durch Imperfektformen ausgedrückten Handlungen oder Zustände schon bestanden, und daß so gewissermaßen die in jenem Zeitpunkt gegenwärtige Sachlage geschildert wird. Und da, wie oben ausgeführt, das Imparfait uns in den Verlauf der Handlung hineinstellt, kann man sagen, es vergegenwärtige die betreffende Handlung (Zustand) für die Vergangenheit.

Gelegentliche Vertiefung bei der Lektüre.

In der Lektüre wird man oft auf Stellen stoßen, die günstige Gelegenheit bieten, das früher Gebotene zu ergänzen, klarer zu beleuchten und zu vertiefen. Es folge hier eine Auslese solcher Beispiele:

1. „Il en résulta une guerre, qui dura trente ans." Derartige Sätze mögen zeigen, daß man sich vor der falschen Auffassung zu hüten hat, als ob die lange Dauer zur Wahl des Imparfait bewegen müßte. Es kommt eben auf die Begrenztheit (Bestimmtheit) der Dauer an.

2. „L'année suivante, il alla plusieurs fois voir son oncle." Hieraus sieht man, daß nicht jede wiederholte Handlung ins Imparfait zu setzen ist. Entscheidend ist, ob die Dauer, während welcher eine Handlung sich wiederholt, sich uns als begrenzt, bestimmt, darstellt oder nicht.

3. „Peu à peu mon père retomba dans son isolement" (Baumann). Das allmähliche Werden einer Handlung darf nicht mit Unbestimmtheit verwechselt werden.

4. Im Cours pratique von Banderet und Reinhart heißt es bei der Erzählung einer Bergreise: „Près du sommet, nous attendîmes nos camarades. Bientôt nous entendîmes leurs voix, nous leur répondîmes, et à dix heures nous arrivions ensemble à l'hôtel. Nous étions mouillés . . ." Derartige Stellen zeigen, daß die Angabe eines Zeitpunktes (dix heures) nicht zur Wahl des Passé défini nötigt. Natürlich wäre arrivâmes richtig. Aber der Verfasser zog es vor, anzudeuten, daß im Zeitpunkt „dix heures" die Ankunft gerade vor sich ging, also schon etwas vorher begonnen hatte. Statt nur von der Gegenwart aus festzustellen, daß die Ankunft damals stattfand, stellt er uns den Vorgang im Ablauf begriffen vor die Augen. (Einige Schüler stehen schon da, andere sind vielleicht noch ein bißchen zurück).

Nach und nach wird man erkennen, was für ein feines Stilmittel das Vorhandensein dieser beiden Zeitformen werden kann. Man sehe sich von diesem Gesichtspunkte Sätze an wie den folgenden: „Le 4 septembre 1768, naissait à Saint-Malo, dans la sombre rue des Juifs, le chevalier François René de Chateaubriand ; le mugissement des vagues étouffa ses premiers cris, le bruit de la tempête, berça son premier sommeil". (Lanson, Histoire de la littérature française).

5. Der soeben erwähnte Gebrauch des Imparfait kann so weit gehen, daß mehrere aufeinanderfolgende Vorgänge, deren Anfang also als bestimmt aufgefaßt werden könnte, ins Imparfait gesetzt werden. Das geschieht besonders in affektvoller Erzählung, weil die gefühlsbetonte Rede gelegentlich auf verstandesmäßige Präzision verzichtet zu Gunsten der Anschaulichkeit des Imparfait. So in folgendem Beispiel, das Strohmeier (Französ. Unterrichtswerk) aus Montfort zitiert: Elle quitta la gare, le cœur en lambeaux. Elle se trouvait seule. Elle pensa à se tuer. Elle se disait tout à coup: mais non ; croyait qu'elle avait rêvé. Le soir elle allait au jardin public. C'était l'été, la musique jouait. Elle s'accoudait au balcon qui domine l'orchestre et elle écoutait.

Es wäre jedoch verfehlt, aus solchen Belegstellen schließen zu wollen, daß die Wahl zwischen beiden Zeitformen eine willkürliche sei. Natürlich kann oft die eine oder die andere gewählt werden, aber der Ausdruckswert der beiden Zeitformen ist immer verschieden. Das obige „allait" besagt: als ein gewisser Zeitpunkt des Abends eingetreten war, befand sie sich auf dem Wege zur Parkanlage." S'accoudait: wieder in einen spätern Augenblick versetzt, sieht der Leser, wie sie, auf die Ellbogen gestützt, zuhört.

Fast ins Mißbräuchliche gesteigert scheint mir diese Verwendung des Imparfait in folgender Inhaltsangabe, die in einem Prospekte von einem Buche Bazins zu finden ist: Après une jeunesse à la fois brillante et orageuse, Charles de Foucauld quittait brusquement l'armée pour explorer le Maroc . . . En 1888, il publiait sa Reconnaissance au Maroc. Il se convertissait bientôt et séjournait dans différentes trappes. Ordonné prêtre en 1901, il se mettait à la disposition des Pères Blancs et s'installait à Beni-Abbès. . . Il allait évangéliser les Touaregs. Quinze ans il fut pour eux le marabout Charles. Le premier décembre 1916, quittant son ermitage de T., il tombait dans un piège et était massacré par les Senoussistes.

6. Da das Imparfait in Bezug auf Anfang und Ende der Zeitdauer unbestimmter ist als das Passé défini, ist seine Verwendungsmöglichkeit elastischer, weiter.

So kann es gelegentlich Vorzeitigkeit angeben. Il s'assit pour souper dans un grand fauteuil

de chêne noirci, où son père (lequel était mort depuis longtemps) présidait les repas de famille (P. Mérimé. Zitiert in Böddeker et Bornecque, Grammaire française).

Aus dieser zeitlichen Unbestimmtheit (Unbegrenztheit) und aus dem Elemente der lebhafteren Vorstellung erklärt sich auch die Verwendung des Imparfait zum Ausdrucke der Irrealität (denn vorstellen kann man sich auch nicht-wirkliche Vorgänge). Im Cid von Corneille sagt Don Diègue von sich: . . . ces cheveux, . . . ce sang, . . . ce bras . . . descendaient au tombeau si je n'eusse produit un fils digne de moi. Statt „seraient descendus" steht hier Imparfait, wodurch besagt wird: Ich stelle mir vor, wie mein Haar usw. schon dem Tode geweiht war.

Hieran schließt sich das Imparfait der Bedingungssätze (Si je pouvais, je viendrais), doch gehört das nicht mehr zu unserm Thema.

* * *

Schulstufen, die nur die Anfangsgründe des Französischen zu bieten haben, oder solche, die in kurzer Zeit in den kaufmännischen Briefwechsel und in die Umgangssprache einführen müssen, werden das besprochene Kapitel nur berühren können, oder sich auf eine kurze Besprechung des Wesens der beiden Zeitformen beschränken müssen. Auf der Oberstufe der Mittelschule aber, wo man schon etwas die Aufnahmefähigkeit für Literaturwerte im Auge hat, bietet das Studium solcher Dinge ein vorzügliches Mittel zur Uebung des Geistes. Denn gerade dort, wo zwei Sprachen mit verschiedenen Ausdrucksmitteln arbeiten, muß sich der geistige Horizont weiten. Die Arbeit wird dort schwierig, aber auch anregend.

Außer den schon genannten Werken seien empfohlen: Ducotterd, Die graphische Darstellung des Imparfait und des Passé défini, in der Zeitschrift „Die neueren Sprachen", 11. Band (1903/04), Seite 193. Im gleichen Bande sind noch weitere Aeußerungen zur Frage zu finden. Ducotterd und Mardner, Lehrgang der französischen Sprache, 2. Teil. C. Jügel, Frankfurt a. M. Henri Sensine, L'emploi des temps en français. Payot et Cie, Lausanne.

Zunftstube

Gotisch als Kirchensprache. Im siebten Kapitel seiner Abhandlung über kirchliche Sachen spricht Walafrid Strabo über die griechische Herkunft der im Deutschen gebräuchlichen Namen für kirchliche Dinge. Da heißt es dann:

„Wenn man aber fragt, bei was für einer Gelegenheit diese Spuren der griechischen Sprache zu uns gekommen seien, so muß geantwortet werden, daß einerseits viele Barbaren im römischen Staate Militärdienst getan haben und daß anderseits viele griechisch und lateinisch redende Prediger zu diesen (bestiae) gekommen sind, um gegen die Irrtümer zu kämpfen. Aus diesen Gründen haben die Unsern vieles Nützliche, was sie vorher nicht kannten, gelernt, besonders von den Goten oder Geten, die in jener Zeit, als sie, wenn auch auf unrichtigem Wege, zum christlichen Glauben kamen, auf griechischem Boden weilten und unsere deutsche Sprache redeten. Die Geschichtsschreiber sagen, daß bald darauf Gelehrte dieses Volkes die heiligen Bücher in ihre Sprache übertrugen, und wirklich sind da und dort noch Texte (monumenta) davon vorhanden. Und wie wir auf Grund von Nachrichten zuverlässiger Brüder wissen, wird bis auf den heutigen Tag bei gewissen „skythischen" Stämmen besonders um Tomi herum in dieser selben Sprache noch Gottesdienst gefeiert."

Es wäre interessant, wenn gelegentlich derartige liturgische Texte gefunden würden. F. A. H.

Bücherecke

Bilderatlas zur Religionsgeschichte. Herausgegeben von Professor D. H. Haas. 13./14. Lief.: Die Religion der Griechen. 208 Bilder auf 80 Tafeln, dazu einleitender Text von Prof. Dr. Andr. Rumpf. 1928. Mk. 17.50. Ausgabe auf besonders feinem und starkem Kunstdruckpapier. Mk. 21.50 A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. D. Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 17.

Dieser Atlas ist nichts weniger als eine bloße Zusammenstellung von Werken griechischer Kunstvollendung, die schon aus andern ikonographischen Sammlungen als bekannt vorauszusetzen sind; vielmehr stellt er gerade das Dunkelste und Verborgenste ans Licht: Kunstsymbole, Idole, Kultstätten, Weihegeschenke, Kulthandlungen und Opfer, Hochzeits- und Bestattungsgebräuche, Amulette, Fluchtafeln, apotropäische Zeichen usw. und wird so in Wahrheit zu einer Veranschaulichung des griechischen Glaubens und Kultes in ihrer ganzen Entwicklung. Das Werk füllt eine oft empfundene Lücke aus und steht in seiner Art einzig da. Die Ausstattung, die der Verlag dem Buche gegeben, verdient uneingeschränktes Lob. Der Preis ist im Verhältnis dazu niedrig zu nennen. Natürlich gehört das Werk nicht in die Hände unserer Jugend und setzt selbst beim Erwachsenen reifen Charakter und entsprechende religionsgeschichtliche Vorbildung voraus. R. L.